

Breslauer

Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische

Wochenschrift.

Abonnements  
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-  
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches  
entgegen.

Ausgegeben am 22. August.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis  
bei allen Buchhandlungen 1. — pro Quartal  
bei sämtlichen Postämtern 1.20 pro Quartal  
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

## Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.

(Fortsetzung.)



ute in schimmernder Mittagsstunde war es nicht ganz einsam im Waldpark. Eine glänzende Gruppe von Personen bewegte sich schweigend und langsam durch die breite, riesige Baumhalle des Sterns.

Voran wurde in einer offenen reichgezierten Sänfte ein Herr getragen, dessen ausdrucksvolles, von einer mächtigen Allongeperrücke geschmücktes Haupt etwas vornüber gebeugt war, als wäre der hohe Herr von leichten Schlummer befangen. Eine krankhafte fahle Farbe bedeckte das edelgeschnitte Antlitz des Leidenden, der kaum die Mitte der fünfziger erreicht hatte. Das schillernde Collet aus schwarzen Atlas, der breite Spitzentragen und die seidene Schärpe, wie der breitkrämpige Hut mit Diamantgraffen und wallenden Federn verriethen den hohen Stand des Herrn nicht minder wie die reichgeleibeten Lakaien.

Während zwei mächtige dänische Kneben dem kleinen Zug vorankürmten, folgten in einiger Entfernung mehrere Herren, die von Zeit zu Zeit in leise geflüstertem Gespräch stehen blieben. Es betraf selbstverständlich keinen Anderen als den regierenden Herzog Johann Ernst, der heute nach langer Zeit zum ersten Male wagte, frische Luft im Parke zu schöpfen.

„Wollen Sie aufrichtig sagen, Herr Leibmedicus,“ bemerkte einer der Herren, „was halten Sie von sothanem Zustand?“

Der Angeredete, eine stattliche und behäbige Gestalt — sein Name Breibifius hatte einen weitklingenden Klang im ganzen Herzogthum — zuckte die Schultern.

„Ueber derlei Complicationes wäre viel zu tractiren, aber menschliche Wissenschaft hat ihre Grenzen. Seine Gnaden fühlen scheinbar nur noch Mattigkeit und Melancholia, fast wie seinerzeit nach dem Otternbiß vor zwanzig Jahren, aber diesmal ist es doch ein Anderes.“

„Sie meinen also, Fürtrefflichster?“

Wieder zuckte er die Schultern. „Wer kennet die moralischen Schlanglein alle, so dem menschlichen Geblüt und Gemüth zuleßen. Alle sonstigen Functiones sind ja Gottlob in Ordnung

und hoffen wir längst auf völlige Resanation, haben auch diese Hoffnung nicht ausgegeben, aber die materia morbi scheint so verborgen wie unbedenkbar und die Reihe der Remedii ist fast erschöpft. Blutegel, Latwergen, Aderlässe, Gold, Antimon und Einhorn haben sich als machtlos bewiesen. Menschliche Kunst und Wissenschaft möchte schier verzweifeln.“

„Sollte sich demnach nicht eine andere Diagnostik statuiren lassen?“

„Wie meinen Excellenz, eine andere?“

„Wie Herr Leibmedicus selbst anzudeuten beliebten, daß neben dem morbus somaticus ein morbus psychicus vorhanden sein könne.“

Der Arzt richtete sich hoch auf und sein faltreiches Gesicht zeigte den Ausdruck höchster Spannung. „Halten zu Gnaden, Excellenz, meine Observation war nur generaliter; aber wie kommen Sie zu sothaner specieller Supposition?“

Ganz einfach, Hochwerthester: Seine Gnaden sind fortwährend occupirt von fernem Dingen, ja in absonderlicher Bewegungs verborgener wichtiger Afsachen halber.“

„So ist es bestellt,“ füßerte ein Zweiter. „Seine Gnaden erwarten in feieberhafter Besorgniß jede Nachricht vom Fortgang der Waffen, wie auch vom Ergehen des Höchstcommandirenden, seines vielgeliebten Sohnes, des Herrn Erbprinzen.“

„Also daß man wohl sagen könnte,“ bemerkte ein Dritter der Begleitung, „die Tormenta des Reichs und deutschen Vaterlandes seien auf solche Weis seine eigenen.“

„Nicht unvergessen auch die Zukunft und Ungewißheit hochfürstlicher Dynastie selbst,“ warf der Zweite ein. „Doch das sind spinöse und discrete Fragen; aber fassen sie Alles zusammen, Herr Leibmedicus, es wird genug und übergenug sein, für bemeldete Nothwendigkeit physischer Diagnose.“

„Wie es Excellenz betrachten,“ erwiderte lächelnd der Arzt, „und darnach würde die Prognosis äußerst favorable sein. In Kümmerkuß und Sorge leiden auch die sogenannten Geshunden: Nasci aegrotare est; indessen würde sich leider mit

Sicherheit doch in anderen Symptomen somatire kund thun, als in jener seltsamen Lähmung, und mit dieser materia peccans haben wir es zu thun. Zwar auch dagegen offerirt die Natur unterschiedliche Remedia, als die Salzquellen von Sulza, die neuen Sprudel von Raistenberg und weiterhin in Bohemia. All dies und Gleiches würden wir längst recommandiret und ordiniret haben, aber wer weiß ob die Kräfte ausreichen zu den Molestien einer Reise. Man darf gar nicht davon reden. Wahrscheinlich lieget auch die radix morbi viel näher."

"Desto besser, um sie auszugraben," sagte Graf Günftler von Schwarzenfels; "oder alludiren Herr Leibmedicus gar die insipide Insinuation von Bekehrung?"

Der würdige Arzt lächelte geringschäßig.

"Es giebt morbi und affectiones, Excellenz, die bis dato gar keinen Namen haben, bieweilen ihre Ursache unbekannt. Da hilft sich denn das ungelehrte Volk durch thörichte Fiction und schafft sich Namen und Zeichen dafür."

"Nach erster Diagnostis besichtigten wir Sticlfluß, dann Wasserlucht, nun, dies ist mit Gottes Hilf gehoben und haben wir auch Leber und Milz wieder frei gemacht; aber der jetzige Zustand will gänzlich unserer Kunst spotten. Wir könnten ihn zum Exempel Influenza nennen, jene neue Epidemie, die uns von den Sinesen gekommen, aber mit dem Wort ist noch wenig erklärt. Viele Arcana und Mysteria der Natur sind und bleiben uns eben verschleiert trotz Galenus und Averroes, Trithemius und Paracelsus — doch Seine kaiserlichen Gnaden regen sich."

Zu der That hatte der Leidende bei einer Biegung des Weges aufgesehen, und sein scharfes Auge erkannte aus der Ferne einen Reiter, der über die Schloßbrücke sprengte.

Die Excellenzen Günftler von Schwarzenfels und Pflug von Postenstein waren näher getreten, um die Wünsche Seiner Gnaden zu vernehmen.

Der Fürst blickte noch immer unverwandt zur fernern Brücke. "Depechen vom Feld," sagte er dann, "wollen warten."

Einige Minuten später galoppirte ein Reiter auf dem Partwege heran und hielt in der Nähe der fürstlichen Sänfte. Zugleich reichte er eine verschlossene Mappe herab.

Hergog Johann Ernst richtete sich auf, empfing die Mappe, öffnete sie mit einem kleinen Schlüssel und überflog die vorgefundnen Schriftstücke mit forschendem Auge. Dann lehnte er sich mit tiefem Seufzer zurück und überließ die Papiere den zunächst Stehenden.

Graf Günftler von Schwarzenfels warf ebenfalls einen Blick hinein, dann gab er die Documente an Pflug von Postenstein.

"Ist es möglich, der Fürstentag von Frankfurt ohne Resultat noch Success, Straßburg occupirt mitten im Frieden, Fürstliche Hoheit!" sagte er dann. "Sonder Zweifel sind das wohl nur übertriebene Gerüchte. Hoffentlich werden spätere Relationen anders lauten. Ein solthaner Gewaltstreich wär ja wider Ehr und Völkerecht!"

Aber der Herzog schüttelte verneinend das Haupt; über seine sonst so wohlwollenden Züge glitt ein finstere Schatten tiefen Unmuths.

"Der Herr straft uns schwer, daß ich gerade jetzt wie gebannt daliegen muß. Großer Bernhard, wenn Du am Leben wärest! So springt welche Willkür und Raubjucht mit Deinem Vermächtniß ein. Aber sie sollen sich getäuscht haben, so rasch verzichten wir dennoch nicht auf unser Recht. Doch nun umgekehrt und sofort zum Schloß. Graf, Sie berufen den Kriegsrath zusammen auf die nächste Stunde. Hier gilt's einen Entschluß fassen und sofort!"

Und sogleich wandte sich der ganze Zug, um auf einem näheren Weg als er gekommen war zur Wilhelmsburg zurück-zulehren.

"Sie können Recht haben," flüsterete der Oberhofmarschall von Schwarzenfels zu seinem Begleiter. "Es ist ein Gemüths-leiden, was auf unserm gnädigsten Herrn lastet. Jetzt scheint er kränker als jemals. Das deutsche Elend nagt an seinem Herzen, und Alles, woran er leidet, ist nur die Sorge um

Deutschlands Ehre. Doch was haben denn die Hunde, sie läuten ja als hätten sie ein Wild gestellt."

In der That hörte man in der Nähe der Brücke ein wüthendes Gebell, und als man um die nächste Baumgruppe bog, bot sich ein überauschendes, sonderbares Bild.

Nach dem Wasser zu besand sich eine offene Stelle zwischen den Büschen, die eine reizende Aussicht nach dem Schloß zu gewährte, weshalb auch eine Bank für den Lustwandlenden dort aufgestellt war. Auf dieser Bank nun saß ein junges Mädchen, die ihren Anzug nach dem besseren Bürgerstand angehörte. Vor ihr standen die beiden dänischen Doggen, ununterbrochen sie anbellend, wie eine ertappte Diebin, doch zugleich webednd, als wollten sie ihr nichts zu leid thun. Die Hunde waren von der Rasse, die man auf "den Mann" dressirt, gefährliche riesige Thiere, die gewohnt waren, jede "ungewöhnliche Erscheinung" zu stellen.

Das Ungewöhnliche mochte hier ein Bündel sein, welches das junge verstörte Mädchen in den Händen hielt. Das Ganze ein Bild von eigenthümlichen, ansiehendem Reiz.

Man rief sogleich die Hunde zurück.

Sofort erhob sich die Gestalt mit dem Bündel von der Bank und wollte die Flucht ergreifen. Wieder stürmten ihr die beiden Hunde mit mächtigen Sähen nach und stellten sie abermals, so daß sie ängstlich zu einem schützenden Baume zurückwich.

Zum zweiten Male rief man die Hunde ab und diesmal wurden sie fest gefoppelt.

Der Fürst war bestremdet Zeuge des ganzen Vorgangs gewesen; jetzt wandte er sich zum Grafen Günftler.

"Fragen Sie doch, Marshall, wer die Person ist und wie sie hierher kommt?"

Man that die Frage und ermuthigte die Eingeschüchtere, näher zu treten. Jetzt erst sah man sie genauer. Es war eine junge halbwüchsigte Person, halb Kind, halb Jungfrau, mit offenen klaren Augen und mit schalkhaften Grinsen in den Wangen, dabei das Bild blühender Gesundheit, auch wenn das seine Gesichtchen momentan vor Schrecken und Berlegenheit bald roth und bald blaß wurde.

Lange schwieg die Scheue und es wagte sich keine Antwort auf die bebenden Lippen.

"Wie kommt Du hierher, mein Kind?" fragte endlich der Fürst selbst mit gütigem Tone.

Diese Frage schien dem jungen naiven Geschöpf höchst unbegreiflich, denn hierher geflogen konnte sie doch nicht sein, und dem Volk verboten war der Park auch nicht. Aber sie schlug die muthigen Augen vor dem forschenden Blick des Fragenden nieder und verhällte ihr Gesicht mit beiden Händen. "Ach Du lieber Gott, ich woltte ich wäre todt."

"Sei nicht sündhaft, mein Kind, Du wolttest doch nicht etwa dort —" und der Fürst deutete nach dem Fluße.

"Und was wär's denn weiter," sagte das junge Mädchen, in dessen Stimme es wie verhaltenes Weinen bebte. "Ans hilft doch Niemand mehr auf der weiten Welt."

"Was weißt Du von der Welt, Kind?"

"Freilich nicht viel, Herr," antwortete das junge Mädchen und erhob wieder ihre schüchternen Augen. "Bisher war's wie ein buntes Bilderbuch mit närrischen Figuren. Aber wenn Vater und Mutter fort sind, macht man das Buch zu."

"Vater und Mutter fort, Du arme Waise, sind sie gestorben?"

"So gut wie gestorben, Herr, sitzen beide im Thurm."

"Dann werden sie's wohl verdient haben," erwiderte der Fürst. "Mein Gott, wie viel Schuld und Elend auf Erden."

Aber das junge Mädchen schien auf einmal alle Schüchternheit verloren zu haben, denn sie rief voll Trost und Zorn:

"Ihr redet auch daher wie die Anderen alle, und doch ist Mütterchen unschuldig und Vater auch, aber weil er's nicht hat leiden wollen, daß so schändlich Unrecht geschieht, ist er auch in's Unglück gekommen."

"Wie wäre das, mein Kind? Wo geschah das? Dieb's dort keine Obrigkeit?"

„Hier in Weimar, Herr — ich weiß nicht. Es sind lauter böse Menschen.“

„Weil, und giebt es keinen Fürsten?“

„O, das muß der Uerböseste sein, daß er solches gesehen läßt.“

Bei so respectwüdrigen Worten wollten die anderen Herren pflichtschuldigst dazwischen treten, aber der Fürst winkte ihnen rasch ab. Das seltsame Zusammentreffen begann ihn zu interessieren.

„Kennst Du den Fürsten dieses Landes nicht, mein Kind?“ fragte der Herzog mit etwas strengem Tone.

„Nein, Herr,“ sagte die Auerchrodene, „und ich mag ihn auch gar nicht kennen, denn er würde uns doch nicht helfen. Die bösen Leute halten alle zu einander und unterdrücken die Andern, wo sie können.“

„Das wäre ja fürwahr eine arge Welt,“ sagte der Herzog. „Aber was hat Euch der Fürst gethan, daß Du so wenig Vertrauen hast. Vielleicht würde er Dich anhören, wenn Du ihm Alles sagen wollest.“

Das junge Mädchen betrachtete jetzt den Herrn etwas aufmerksamer und erkannte wohl, daß es Einer von den Großen und Vornehmen sein müsse, und die gewinnende leutselige Art des gemüthvollen Herrn that ihr wohl. Vielleicht war es ein fremder Fürst, der bei Hofe zu Gast war.

„Das meint Ihr so,“ erwiderte sie muthiger, „aber kommt nur einmal in's Unglück, so lassen sie Euch gar nicht heran. Dreimal schon wollte ich in die Wilhelmsburg, wo Gnaden der Herzog wohnt, aber ich muß die rechte Thür nicht gefunden haben, auch an der Himmelsburg\*) habe ich stundenlang gewartet und auf dem Schloßhof, aber sie haben mich fortgejagt. Drum sind auch die Hunde so böß auf mich, sie kennen mich schon.“

Die Stirne gerunzelt sah der Fürst nach der Dienerschaft um. „Ich will doch nicht hoffen, daß man also verfährt!“

„Wohl möglich, gnädigster Herr,“ erwiderte jetzt Einer der Lakaien. „Jetzt erkenne ich auch die Person, es ist des Buchbinders Dörthe.“

„Wie verhält sich das?“

Und der Lakai fuhr fort und mit leiserer Stimme zum Grafen Wintther gewendet, als vertraue er sich nicht offen heraus zu reden.

„Wird schon so sein, es ist die jüngste Tochter der Heze, die im Rathhaus sitzt. Können's glauben, Herr Graf, die wilde Raß ist vielleicht selbst nichts Besseres. Wenn's wahr wäre, was die Leute sagen, könnt Einem das Graufen kommen.“

„So, und was sagen denn die Leute?“

Der Lakai zögerte einen Moment, dann trat er noch näher und flüsterte unter der vorgehaltenen Hand:

„Um Vergebung, Durchlaucht, ganz Weimar sagt, die Heze allein hätt' es Euer Gnaden angethan, drum meinen die Leute, man müßt auch mit der Brut vorsichtig sein. Fangen und ausfragen hilft nichts, die lügen sich immer wieder heraus, und Eines kommt dann zum Andern: Brand, Krieg, Pestilenz und alle sieben Plagen.“

Man sieht, der alte Capitän Junkel hatte die beste Aussicht, Nachfolger in seiner Weisheit zu finden, und seine Worte waren auf so fruchtbares Erdreich gefallen, daß sie fortwährend bereits zum Gemeingut geworden waren.

Der Herzog aber gebot sofort dem Lakaien, zu schweigen. Seine Miene trug den Ausdruck ersten Unwillens. Jetzt winkte er dem jungen Mädchen, noch näher zu treten.

„Komm her, mein Kind,“ sagte er mit wohlwollendstem Tone. „Was wollest Du dem Fürsten sagen? Ich kann es ihm vielleicht aussprechen. Rede ganz offen.“

Das „Kind“ bedachte sich keinen Augenblick.

„Ich wollte ihm sagen, daß er ein ungerechter Mann ist.“

„Das ist ein schweres Wort, mein Kind, und warum ungerecht? Vielleicht weiß er gar nichts davon.“

„Aber ein rechter Herr sollte doch um Alles wissen, wofür ist er denn Fürst. Denn hätt' er's nicht wissen sollen, daß sie Mutterchen eingesperrt und nun auch den Vater, und haben beide gar nichts gethan und können doch nicht loskommen. Ach, ich sehe sie wohl niemals wieder!“ Und das Mädchen brach in lautes Schluchzen aus.

„Mein Kind,“ sagte der Herzog. „Ein Fürst muß sich auf seine Beamten, seine Richter und Räte verlassen, denn er ist auch nicht allwissend. Drum habe Geduld und laß Dich. Es wird noch Alles recht werden. Aber warum läßt Du nicht zu Hause, was wollest Du hier draußen?“

„Was soll ich zu Hause?“ fragte die Kermse. „Nicht will Niemand haben, ich will lieber in die weite Welt, wo sie mich nicht kennen.“

Der Herzog schüttelte das Haupt. „Hast Du denn sonst keine Angehörigen mehr?“

„Wohl, Herr, zwei Schwestern, die Veronica und die Cordel, aber die sind böse mit mir, denn sie sagen, ich wär schuld an allem Unglück und hätte Mutterchen in's Gerde gebracht schon vor Jahren.“

Und wieder trat der Lakai herzu, gleichsam zur Erläuterung beifügend:

„Ganz wohl, gnädigster Herr, so ist es bestellt, die Herren vom Gericht wollten auch das Jünglerchen fangen und verhören von wegen eines Galgenmännleins, und wegen des Selbes, das aus dem Schlot regnete.“

Da lachte das junge Mädchen laut auf, denn sie hatte die letzten Worte vernommen.

„Mein Gott, wie läppisch die Zeit sein können! Mein Galgenmännlein, ja wohl, das war meine letzte Puppe, Herr, die mir Mutterchen mitgebracht von Gern vom Johrmart, eigentlich war's nur ein Ruffnader aus Rüraberg, aber ich hab ihm bunte Kleider gemacht und dann haben wir ihn Caspar getauft, weil er gerade so häßlich war wie der böse Stabschreiber, und mit dem Gold aus dem Schlot, das hat Mutterchen so gemeint, wie von allen fleißigen Leuten; wir das Volk nur so dumm sein kann!“

Auch der Herzog lächelte jetzt, und die resolute lebendige Art des anmuthigen jungen Mädchens schien ihm höchlich zu gefallen. Zugleich kam ihm der Gedanke, die Unabhangigkeit dieses naiven Bürgerkinds auf die Probe zu stellen.

„Und doch, mein Kind,“ sagte er die Hand erhebend, „soll es gewisse Arcana und Mysteria der Natur geben, wie selbst uniere Herren Medici betennen, und wean es nun wirklich so wäre? Auch Du hast etwas Schelmisches, fast Gefährliches in Deinen großen Kinderaugen, aber lägen können sie nicht, das sehe ich wohl. Also sage mir die Wahrheit.“

„Was ich weiß, Herr, will ich sagen, also fraget nur.“

„Du kennst also Deinen Fürsten und Herrn wirklich nicht; wie ich weiß, soll er immer noch in schweren Gebrechen sein, und weiß ihm Niemand zu rathen. Man möchte demoh wünschen, es gäbe noch verbergene Heilmittel in der Natur, vielleicht könnt ihm demoh Deine Mutter helfen, dem Herzog. Was meinst Du?“

„Glaubet doch nicht so gottloses Zeug, Herr,“ rief das junge Mädchen. „Mutterchen hat es wohl mit Kräutern und Tränklein für die armen Leute, aber das haben die Doctoren Alles viel besser. Aber wenn Ihr den Herzog kennet und wenn immer noch so schwer Kreuz auf ihm lieget, so saget ihm, ich will für ihn beten.“

„Du, mein Kind?“

„Randmal hat es schon geholfen, heißt das früherhin, jetzt schon lange nicht mehr. Für den Hans Weidner hab ich gebetet und er ist Keiter geworden und soll jetzt Trompeter sein, dem hat's geholfen. Aber seitdem hab ich's verschüttet mit dem Himmel. Für Vater und Mutter hab ich gebetet und es ist immer schlechter gegangen; für den Herrn Sandicus und seine Was hab ich gebetet, aber sie ist nicht wieder gut geworden; für den Archivarus hab ich gebetet, als er krank ward, aber er ist doch gestorben, Alles umsonst, Alles umsonst, der liebe Gott

\*) So bezeichnete man die Schlosskapelle.

höret mich nicht mehr, und das liegt bloß an den bösen Leuten und am Herzog, weil er Unrecht geschehen läßt im Land, drum hat sich der liebe Gott von uns Allen abgewandt. Vielleicht bet ich den Kranken Herren gesund, die dummen Doctors wissen ja schon längst nichts mehr. Nachher hilft er meinem Mutterchen, der Herzog. Ist's so recht? Wollet Ihr ihm das sagen?"

Der Eindruck dieser Worte auf die Umgebung des Fürsten war ein sehr gemischter. Die vornehmen Herren fanden es größtentheils höchst unpassend und verwegen, den erlauchtesten Fürsten mit dergleichen „Privatangelegenheiten“ zu behelligen und vollends in diesem unerhörten Tone. Nur einige Wenige fanden die Naivetät des Jünglings wenigstens ergötzlich und absonderlich, und so belächelten sie „die unschuldige Creatur“.

In des Herzogs Augen aber schimmerte es feucht, als er dem kindlichen Geplauder lauschte.

„Armes Kind,“ sagte er. „Deinen Herzog drücken andere und schwerere Sorgen. Könnte Dein Gebet ihn von diesen entlasten, vielleicht würde er genesen. Gib mir die Hand, Kind. Thue das, was Du gesagt, bete für den Herzog, er kann die Gnade des Himmels auch so brauchen. Jetzt gehe ruhig nach Hause zurück und Deine Schwestern sollen Dir nicht mehr böse sein. Versprechen kann ich Dir jetzt noch nichts, bis der Herzog um Alles weiß. Lebe wohl, mein Kind!“

Und als sie sich schüchtern und ungeschickt verbeugt, rief der Fürst sie noch einmal zurück.

Wohnte es immerhin eine unerhörte Ausnahme von der strengen Etikette sein, daß ein regierender Fürst so viel Zeit an ein einfaches Bürgerkind verschwendete, es war einmal geschehen und die bekümmerte und gleichgültige Stimmung des leutseligen Fürsten kam der ungewöhnlichen Begegnung entgegen, dergestalt, daß er die Unterhaltung mit dem naiven Kinde nachmals begann, trotz der erlauteten Mienen seiner Hofherren.

„Was meinst Du, Kind,“ sagte er lächelnd, „und wenn ich nun selber der Herzog wäre.“

„Herr Gott!“ rief sie erschrocken; aber setzte gleich hinzu: „Nein, das macht Ihr mir nicht weis. Der Herzog sieht ganz anders aus, der ist immer zu Pferd oder zu Wagen; hab ich ihn doch früher schon gesehen vor zwei oder drei Jahren, wie er über den Markt ritt; das war ein feiner stattlicher Herr. Und jetzt wollt Ihr mich sein, das glaub ich Anderer!“ Aber als sie dann die betroffenen und mißbilligenden Mienen der Umgebung sah, setzte sie hinzu: „Ihr braucht mir nicht zu winten, wenn es der Herr selbst sagt, muß ich es wohl glauben, aber dann seid Ihr eben ganz anders geworden.“

Einen Moment stieg im Herzog das Mißtrauen auf, daß das anmuthige zungenfertige Jüngferchen gar nicht so naiv sei, als sie sich stellte, und daß sie wohl mit Absicht die Begegnung herbeigeführt habe. Und er sagte mit strengerem Tone:

„So, so, mein Kind, Du findest mich also verändert. Weißt Du auch was die Leute sagen, das sei ein Werk Deiner Mutter?“

„O, die Leute mögen sagen was sie wollen,“ erwiderte das Mädchen, „bei den vielen schändlichen Lügen kommt es auf eine nicht an. Daran sind wir nun schon gewöhnt, aber was können auch die Leute dafür, sie wissen ja gar nicht, wie gut Mütterchen ist und der Vater auch; sie haben Allen gern geholfen, wo sie konnten; aber freilich, Wunder thun kann Mütterchen nicht, nicht im Bösen und nicht im Guten.“

„Das kommt noch darauf an, was man ein Wunder nennen will.“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf, als verstehe sie diese Einschränkung nicht.

„Der Herr mögen schon Recht haben, aber ich weiß nicht wie's anders sein kann. Wunder thut nur der liebe Gott allein. Ist's nicht ein Wunder, daß die liebe Sonne jeden Tag wieder

kommt nach der Nacht, daß der böse Winter nicht ewig dauert, daß wir da sind auf der schönen Welt und lachen und weinen und reden und singen können, wie es uns um's Herz ist? Das saget nur dem Herzog, Herr, denn Ihr seid es doch nicht. Er soll nur glauben, auch das Gebet kann ein Wunder thun für ihn, aber doch nur, wenn er selber gut ist. Sonst wird es nimmer erhört, denn der liebe Gott schaut sich seine Leut scharf an, noch viel mehr, als der Bürgermeister und der Herr Stadtrichter, und die sind schon streng genug.“

„Will es glauben, mein Kind,“ sagte der Fürst und winkte dem jungen Mädchen mit der Hand. „Geh jetzt mit Gott. Führet sie über die Brücke, Belzer, und behütet sie vor den Hund, daß sie nicht weiter zu Schaden komme oder Ungebüß. Und Sie, Herr Hofmarschall,“ wendete er sich darauf zu dem Grafen Günther, „lassen Sie mir heut noch die Acten bringen. Weiß wohl von dem Fall, aber nur aus den Berichten von Amts wegen; will jetzt die Sache specialiter studiren, kann doch keine ganz gottlose Familie sein, wo solche Trömmigkeit florirt. Vorwärts zum Schloß! Sonderbar, wie mich die Herbstluft heut ganz ansnehmend contentirt und fast roborirt hat.“ Und schweigend setzte sich der kleine Zug wieder in Bewegung, die weite Baumhalle des Sterns hinab, dann über die Zimbrücke, bis er im Schlosse verschwand.

## Zweites Capitel.

Somit war es durch eine anscheinend glückliche Fügung geschehen, daß der Herzog Johann Ernst in höchst eigener Person mit kümmereres jüngerer Tochter zusammengetroffen, die ebenfalls und vom Geschick ihrer Eltern ganz abgesehen, in letzter Zeit Trauriges und Schweres genug erlebt hatte.

Es war Wahrheit, daß ihres Bleibens beim Syndicus Krausold nicht lange gewesen. Kaum begann die alte Frau Was des gütigen Herrn Pathen zu kränken, als sie, offenbar unter der Einwirkung nachbarlicher Einflüsterungen, plötzlich einen heftigen Widerwillen, eine heilige Scheu gegen das fremde junge Mädchen kundgab. Es war ja nun doch so. Diese Skutulsbrut hatte auch ihr Unheil in's Haus gebracht, sie mußte fort und so bald als möglich.

Nunmehr nahm sich die Familie des greisen Archivarius der Verwaisten an; aber der alte Herr hatte bei seinem Ausgang zum Palmfest seine letzte Kraft erschöpft. Er war seitdem bettlägerig geworden, und Dorothea kam nur, um in den letzten Leidenstagen neben seinen eigenen Töchtern seine getreue Pflegerin zu sein. Sie saß an seinem Bett, las ihm vor oder spielte auf den Clavicembalo seine Lieblingsweisen. Sie war der letzte Abendsonnenschein im Leben des scheidenden Dichters, der bald darauf seine erblinbeten Augen für immer schloß und unter allgemeiner Trauer ganz Weimars zu Grabe getragen ward. Wohl schollen nun einstimmige Klagen über sein frühes Dahinscheiden (Georg Neumark war nur 60 Jahre alt geworden) wie über seine längst vergessenen Verdienste um die späte herrliche Nachblüthe des Palmenordens.

Wohl wurden nun die Worte wahr, die Neumark in einer Antwortelung herber Laune auf das letzte Blatt seiner Aufzeichnungen aus seinem Leben geschrieben:

„Laddimus insontes vivos, laudamus eosdem defunctos;“ aber, wenn der späte Ruhm auch den bei Lebzeiten schon Verschollenen nicht mehr beglückte, so kam er doch seinen Angehörigen zu Gute, die fortan hochgeachtet ein sorgenfreies glückliches Familienleben führten.

Sicherlich hätte Dorothea dort eine dauernde und schützende Zuflucht gefunden, aber die Ratterzunge des einmal rege gewordenen Verdachts und Aberglaubens ließ sich auch jetzt nicht zum Schweigen bringen.



Laufende Kinder. Nach Photographien gezeichnet.

# Mein Lebensroman.

Von H. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Für mich lag es wie ein Schleier über alle Gesichter gebreitet; die Stimmen klangen mir nur aus weiter Ferne, es war mir zu Muth wie es einem Scheintodten sein muß, der nichts empfindet als daß ihn das Leben aufgegeben, und der doch weiß, daß er noch lebt. Aber ich war gewöhnt, mich selbst zu beherrschen. Mit lächelndem Munde hat ich meine Gäste, noch zu verweilen; mit freundlichem Bedauern entließ ich sie. Auch Hilmar sagte mir gute Nacht; er schlug die Augen nieder, die Hand war kalt, die ich ihm reichte, aber sie zuckte nicht in der, welche sich eben meiner Schwester Lisa angelobt hatte.

Dann war ich mit Lisa allein in unserem Schlafzimmer. Wir waren Beide still; ich, die Stärkere von uns beiden, begann die Stille zu erben:

„Komm Lisa, laß mich Dein Haar flechten!“

Sie kam, gehorsam, bleich, sie hatte Thränen in den Augen.

Ich kämte ihr Haar, ich ließ die goldenen Wellen, so weich und doch so schwer, über meine Hand fallen; sie schienen mir leuchtender noch als sonst. Der Glanz seiner Liebe lag über ihnen.

„Du bist so still, Lisa, als ob Du recht viel zu sagen hättest,“ begann ich. „Hast Du kein Wort für mich?“

„Eugenie!“ — Eine Purpurröthe übergoß ihr Gesicht, sie schlang die Arme um meinen Nacken; sie barg das Haupt an meiner Brust.

„Eugenie, Hilmar — ich — wir lieben einander!“

„Ist das ein Grund zum Weinen, Lisa?“ fragte ich ruhig mit dem Aufgebot all meiner Kräfte.

„Er geht morgen fort; Gott weiß, wann er wiederkommt — Und dann —“ sie schlug die Hände vor's Gesicht.

„Er wird wiederkommen, Lisa.“

„Aber kennst Du seine Verhältnisse? — Und dann, Eugenie, ich glaube —“ sie sank zu meinen Füßen. „O nicht wahr, Du liebst ihn nicht, es wäre ja fürchterlich!“

„Meine gute Lisa!“

Sie liebte mich also doch. Es war ein unbeschreiblich qualvoller Moment, voll Demüthigung für mein stolzes Selbst und doch voll seligen Stolzes über Hilmars Wahl.

„Doch, Lisa,“ sagte ich und strich ihr das Haar aus der Stirn; ich lächelte mit dem Lächeln eines Sterbenden, aber sie hatte Thränen in den Augen und sah den Ausdruck meines Lächelns nicht; doch, Lisa, ich liebe ihn, ich liebe Euch beide; und darum soll er wiederkommen, morgen schon, noch eine kurze Weile, bis Du mit ihm gehst als sein Weib.“

„Eugenie!“ rief sie mit strahlendem Blicke. „Wenn es so wäre! — Doch nein, es kann ja nicht sein.“

„Lisa“ — ich nahm ihre Hände, — „habe ich Dir nicht einst gesagt, Du solltest mit mir wohnen im ersten Stock, mit mir leben in Glanz und Pracht, geliebt und bewundert werden? Es ist Alles wahr geworden! Und heute sage ich Dir noch: Du sollst Deinen Hilmar haben, bald, in Glück und Freude! Glaube mir. Und jetzt schlafe ein, damit Du morgen helle Augen hast, den Bräutigam zu grüßen.“

Und Lisa schlief ein, ihre Hand in der meinen, den Blick auf meinen Lippen, die ihr versicherten, daß das Glück kommen sollte; wie? das sei mein Geheimniß noch.

Ich küßte die Lippen, die er geküßt; o wie liebte ich ihn, und wie liebte ich auch meine holde Schwester, weil sie ihm das Glück gab, das ich ihm geben wollte. Ja, ich liebte meine gute Schwester, weil sie seiner Liebe werth erschien, und so die meine geteilt hatte, für die Ewigkeit!

Das war das einzige Licht, das mir leuchtete in dieser dunklen Nacht, die ihren Todenschleier über Alles warf, was

mein war. Todt und vergangen! Todte Zukunft, denn nur die Liebe ist das Leben.

Ich ging in mein Zimmer und schrieb eine Schenkungsacte für Lisa über eine Summe, welche reichte, Hilmars Gut zu kaufen, seine Wechsel zu zahlen. Dann schrieb ich an diesen selbst:

„Sie haben mir einst, als Sie mich am Abgrund wähten, helfen wollen; es bedurfte Ihrer Hilfe nicht; doch bin ich Ihnen dankbar für den Willen. Heut kann ich für Sie handeln. Erlauben Sie vernünftigt, Herr von Langen, es gilt Lias Glück!“

Dies, meinte ich, würde helfen! Dann kramte ich in den Papieren die ich mit mir führte: der Contract von Mr. Digby fiel mir in die Hände — Holland, Belgien, Petersburg, Wien; brillante Bedingungen — Ruhm und Gold! Was lag mir jetzt daran — er liebte mich nicht! Auch mein Beruf, Gott verzeih' mir die Sünde! hatte seinen Reiz für mich verloren! All' die Gebilde der Phantasie, was waren sie mir jetzt gegen das eine Gebild von Fleisch und Blut in unerreichbarer Ferne, nach dem all' mein Sehnen, mein Verlangen ging!

In diesem Moment war ich nur eine schwache Frau, die ihr Heil nur in der Liebe sucht und findet. Ich hatte nur ein Gefühl: sterben, sterben! denn mein Leben war verfehlt.

Doch nein, ich durfte nicht sterben, und ich wollte auch nicht! Ich wollte wirken mit den Gaben, die mir Gott verliehen, für alles Gute, alles Schöne, alles Glück der Erde, sollte auch mir selbst nie wieder ein sonniges Lächeln beschieden sein.

Und mit fester Hand schrieb ich meinen Namen in den Contract, der mich auf vier Jahre an Mr. Digby band; es war als wollte ich mir selbst die Ruhe wiedergeben, von Neuem an das mich halten, was mir einst als das Größte erschienen, und was ich doch so leicht, so gern dahin gegeben hätte für ihn!

Dann suchte ich mein Lager auf, und wunderbar, ich schlief fest und tief. Seitdem habe ich begriffen, daß ein zum Tode Verurtheilter die letzte Nacht schlafen kann. Wo Wunsch und Hoffnung schweigen müssen, wird die Seele still, todesstill.

## Vierzehntes Capitel.

Am anderen Morgen in der Frühe fuhr ich nach Coblenz; ich ließ einen Advocaten meine Papiere nachsehen und für ihre Bestimmung regeln. Um zwei Uhr kam ich zurück. Ich wies Lisa die Aete, die sie reich und mich arm machte. Mutter und Tanten würden sich ebenso freuen an Lisas Glück wie an dem meinen; sie würde ihnen eine gute Tochter, eine gute Nichte bleiben.

Lisa blickte in das Papier mit ihren reinen, lieben Kinder-Augen, die immer nur Gutes gesehen; ihre Hand zitterte, ihre Lippen lächelten, sie wurde roth und wieder bleich.

„Eugenie, das ist ja unmöglich!“

Ich wollte die Scene rasch beenden.

„Lisa, dann liebt Du Hilmar nicht?“ fragte ich.

Sie liebte ihn, sie weinte, sie jubelte:

„Wie soll ich Dir danken, Eugenie!“

Indem Du ihn glücklich machst, wollte ich sagen, aber schnell corrigirte ich mich: „Indem Du glücklich bist.“

Kein Schatten sollte ihr Glück trüben, und keine Miene verrathen daß ich, die gefeierte Frau, die Künstlerin, verschmäht worden sei.

Und nun weinte auch meine Mutter Freudenthänen über Lisa — ob sie in meinem Herzen las, — sie sah mich eigenthümlich an; dann aber küßte sie mich doch mit einem feierlichen Segenskuß.

„Eugenie, Du gehst einen guten Weg; wohin Du gehst, ich folge Dir. Die Sängercarriere schreckt mich nicht länger!“

Ich nickte und lächelte nur; dann hat ich, mich einen Augenblick allein zu lassen, ich sei zu Tode erschöpft von der frühen Fahrt und dem heißen Tag.

Ich ließ die Saloufen herab, nur einen Moment für mich selbst sein: ein jammervolles Weib mit weinenden Augen, mit verstörten Zügen. Ich warf mich auf meine Chaiselongue und drückte das Gesicht in die Kissen, nur um einen Moment nichts zu hören, nichts zu sehen von der Welt, die mir so unendliches Leid gebracht; o nur einen Moment Ruhe, um die sinkende Kraft zu erneuern, das rebellische Herz zu überwinden, daß meine Augen blicken konnten wie sie mußten, um den Bräutigam der Schwester zu grüßen.

Er kam; ich hörte die Klingel, die seine Ankunft meldete, den Schritt, mit dem er zu Lisa ging, leicht beweglich, rasch; sie empfing ihn allein. — Was sie miteinander geredet, weiß ich nicht. Dann gingen sie zur Mutter, — dann kamen sie zu mir.

Mein Geist, gestählt in der strengen Schule der Prüfung, hielt meinem Herzen die Wage, die Kraft verließ mich nicht: heiter konnte ich sie grüßen, die da herein traten im verschönten, doch strahlenden Glüd. Ob er ahnte, was ich in dem Moment für ihn fühlte?

Ein Schatten slog über seine sonnigen Züge.

„Eugenie, ich kann es nicht annehmen, daß Sie sich für uns ruiniren,“ sagte er lezt. Ich fand auch hier die Kraft zum Scherz. „O mein Herr Schwager,“ gab ich zurück, „die Finanzen einer bedeutenden Sängerin sind so leicht doch nicht zu ruiniren.“

Er blickte mich tief, ernst, forschend an. Mein Herz wand sich unter diesem inquisitorischen Blick.

„Seien Sie vernünftig, Hilmar,“ das sagte ich noch mit gefenken Lippen, dann sah ich ihn an, groß und voll: „Wenn Sie zu stolz sind, einer Frau dankbar zu sein, so seien Sie großmüthig genug und gönnen ihr eine Freude! Neben Sie darum nicht weiter von dieser Sache. Bringen Sie dies Opfer, ich weiß es ist eins für Sie! Ich müßte sonst glauben, Sie lieben Lisa nicht.“

„Doch,“ erwiderte er fest, aber immer noch sah er mich an, eigentümlich slog es über die stolzen, edlen Züge, wie eine heilige Nührung, eine stille Verklärung. Dann wie einer Macht gehorchend, die er als eine höhere empfunden, sagte er ernst, die Augen voll Thränen, ein Lächeln auf den Lippen: „Doch, Eugenie, ich liebe Lisa, darum nehme ich an, was Sie so großmüthig bieten. Ich liebe Lisa; aber bei Gott, ich verehere Niemand auf Erden so wie Sie!“ — Er küßte meine Hand, dann wandte er sich zu seiner Braut. „Den Göttern Ehrfurcht und den Menschen Liebe.“ Die Verse der Grillparzer'schen Sappho streiften mir den Sinn. O ich konnte die alten Götter begreifen, daß sie den Olymp verließen, um anstatt den Weibrauch der Sterblichen zu empfangen deren Liebe zu theilen.

Hilmar blieb heute bei uns. Konnte er mich ganz? Er war ein Mann, er achtete Wunden und Kampf gering, er war aber auch ein Kind des sonnenfrohen Glüds, wie es des Märchens Feenhände wirlen — und dann, er liebte. So trat er mit Lisa hinaus auf den Balcon, sie wälten hier im Mondschein, im Blüthenduft; ich ging an den Flügel, ich hätte sterben müssen wenn ich jetzt nicht hätte singen dürfen! — Und ich sang meine Lieder, wie sie mir einfielen, vom Herbst, vom Frühling, dem König in Thule und dem Schloß an Meer, und zuletzt griff ich wieder zu der großen Arie Fidelios, von der Liebe die das Ziel erreicht. Ueber mich kam Friede und Trost. Meine Kunst hatte mir gehoffen eine unwürdige Liebe zu überwinden, einer edlen die Vollendung, mir selbst einen Halt in der schwersten Stunde zu geben. Sie würde mich auch wieder Freude und Glüd finden lassen in meinem Beruf, in mir, durch mich selbst.

Am anderen Tag verließ Hilmar uns, er wollte seine Angelegenheiten ordnen; ich hatte gemüthlich, die Hochzeit zu feiern so lange ich noch frei in Deutschland war; sie hatten gern meinen Wunsch erfüllt. Ich mußte, ich würde die Kraft haben Lisa den Kranz um das Haupt zu schlingen. Sollten Thränen in die Waden und die Blüthen fallen, sie würden ihr nicht weh thun, sie durfte diese nicht sehen, sie mußte ohnungslös bleiben.

Und nun wurde es still in unserm Haus im End. Ich war froh, endlich noch ein wenig mit Mutter und Tante allein zu sein. Mit mir gehen sollten sie nicht. Wenn ich wiederkomme, dann schlage ich mein Heim auf, behaglich und schön, und dann kommt Ihr zu mir und bleibt wo ich bleibe.“

Sie waren es zufrieden; denn sie selbst mußten es fühlen, daß das Wanderleben mit seinen unvermeidlichen Aufregungen und Strapazen nicht für alte Damen taugt.

Eines Tages machte ich meinen täglichen Spaziergang allein. Als ich dahin ging am Ufer der Vahs, den einsamen Weg unter den alten Weidenbäumen, trat wie aus dem Boden gemachsen Herr von Stendorf an mich heran.

„Finster, spöttlich blicke er mich an.

„So sind Sie endlich doch getroffen, da wo Sie sterblich sind.“

Sie irren, Herr von Stendorf,“ entgegnete ich ruhig und stolz. „Ich habe nie an dem Charakter des Herrn von Langen gezweifelt, noch ihm je eine unehrenhafte Handlung zugetraut.“

„So glauben Sie auch, daß er Sie liebt?“

„Er liebt meine Schwester; er ist ihr Bräutigam.“

„Und seine Schulden?“

„Beruhigen Sie sich, Herr von Stendorf, die werden bezahlt.“ Verachtung lag in meiner Stimme: „Ich habe Lisa mein Vermögen geschenkt — ich bin glücklich, zu helfen an seinem Glüd!“ Dies sagte ich mit lächelndem Mund und strahlendem Blick.

„Ist das möglich! So hätte ich vergebens —“

Er stockte, aber ich erzieht seine Gedanken.

„Ihr Ziel ist unerreicht geblieben, Herr von Stendorf, Ihre Intriguen gegen die Sängerin haben diese nur noch energischer um das ihre kämpfen lassen, sie schneller als wohl sonst zu Ruhm und Reichthum gebracht. Ihre Machinationen gegen Herrn von Langen haben nur um so klarer seine Redlichkeit, seine Mannesehre erwiesen. — Ja, und so sind all Ihre Pläne, Ihre Hoffnungen, mich zerbrochen zu Ihren Füßen zu sehen, gescheitert. Und soll ich Ihnen sagen warum? An der treuen Kraft einer Frau, die gelernt, allein auf sich gestützt ihren Weg zu gehen, sicher, unbeirrt, unverzagt; an der treuen Kraft einer Frau, bereit, den Inhalt ihres Daseins vom Geliebten zu empfangen, aber auch fähig, sich für ihn zu opfern. Da Sie doch einmal so viel wissen, und ich bin zu stolz, zu ehlich zur Lüge — so mögen Sie es auch wissen: Sie scheiterten an der Kraft einer Frau, die einen Geliebten verlieren, aber dennoch ihr eigenes Glüd im Glüd der Andern finden kann!“ Ich hatte mich selbst wieder gefunden, mein eigenstes Selbst, ganz und gar.

„An der Kraft einer Frau,“ stammelte er. „Dah es solche Frauen giebt!“

In dem Ausruf lag vielleicht seine Geschichte und seine Entschuldigung.

„Ja, es giebt solche Frauen, Herr von Stendorf. Und sie sind gefest gegen jeden bösen Zauber, jeden feindlichen Angriff auf ihr Selbst! — Sie können sterben, weil wir Alle sterblich sind; aber sie vertieren sich nicht, sie stehen fest bis zum Tod, im Glüd und im Leid.“

Hiermit wandte ich Herrn von Stendorf den Rücken und habe ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen.

## Karl von Piloty †.

(Mit Portrait.)

Einer der ersten Vertreter der deutschen Kunst, der Leiter einer der hervorragenden Kunstakademien, Karl von Piloty, ist am 21. Juli 1836 in einem Alter, welches ihn noch viele Jahre zu leben und zu schaffen berechnete, vom Tode ereilt worden. Von der Höhe seines Ruhmes stürzte ihn der unerbittliche Vernichter alles Irdischen herab und versetzte seine zahlreichen Schüler und Nachtreter in tiefe Trauer. Piloty stand mit an der Spitze der Historienmalerei und war anerkannt einer der besten Lehrer, die es auf dem Gebiete der bildenden Kunst je gegeben hat.

Eine Reihe der bedeutendsten Künstler: Makart, Lenbach, Diefenbacher, Liegenhoyer, Grüner, Gabriel Max, Gahl, Mathias Schmid und Andere sind aus seiner Schule hervorgegangen und schon dieser Umstand reicht hin, dem Verewigten die Masterblischeit zu sichern.

In der Technik der Kunst und in der glänzendsten Anwendung der Farben, dem sogenannten coloristischen Realismus, der dann namentlich von Makart bewundernswürdig angewendet wurde, war Piloty einer der größten Meister. Er wählte für seine Hauptbilder bedeutende Stoffe, wußte diese prächtig zu componiren und festelte durch künstlerische Vertiefung derselben.

Karl von Piloty, geboren am 1. October 1826 in München, war der Sohn eines Lithographen, dessen Schüler in der zeichnenden Kunst er war, bis er im Jahre 1840 die Münchener Akademie bezog. Als im Jahre 1844 sein Vater starb, wurde er Mitarbeiter an dem von der Firma Piloty & Löhle 1843 bis 49 herausgegebenen großen Reproductionswerke über die Münchener Gallerie, welches das erste dieser Art war und nachher mehrfache Nachahmungen fand.

Die ersten Originalbilder, Genrebilder und Porträts, welche er in den Jahren 1850—52 malte, fanden, wie das bei jungen Künstlern oft der Fall ist, wenig Beachtung. Er ging nach Antwerpen und Paris und eignete sich auf dieser Weise durch sorgfältige Studien den Zauber der realistischen Farbendruckart an.

Gleich das erste Bild, welches er in der neuen Richtung 1853 malte: „Die Amme“, verschaffte ihm einen namhaften Ruf. Im Jahre 1854 ließ er, für das Maximilianeum in München, in lebensgroßen Figuren „Die Gründung der katholischen Liga“ und 1855 für die neue Pinakothek „Sani vor der Leiche Wallensteins“ folgen. Letzteres Bild, ein Meisterwerk im vollen Sinne des Wortes, machte ihn sofort be-

rühmt und trug ihm die Stellung eines Professors an der Münchener Akademie ein. Als solcher reiste er 1856 nochmals nach Paris und dann nach Rom, um dort Studien zu seinem großen Gemälde: „Nere nach dem Brande Roms“ zu machen. Dieses im Jahre 1861 vollendete Bild erregte auf seiner Rundreise durch Deutschland das größte Aufsehen und es kann hier bemerkt werden, daß durch die Ausstellung von bedeutenden Bildern von Stadt zu Stadt viel zum Bekanntwerden und zum Ruhm der Künstler beigetragen wird.

Im Jahre 1862 malte Piloty für das Maximilianeum den „Einzug Gottfrieds von Bouillon in Jerusalem“, bald nachher „Galkel im Kerker“, wiederum ein Meisterstück realistischer Technik. Dies Bild befindet sich im Museum zu Köln.

Von anderen großartigen Gemälden Pilotys sind zu nennen: „Wallenstein auf dem Wege nach Eger“, „Wallensteins Einzug in Eger“, „Königin Maria von Neapel (eine bayerische Prinzessin) besucht in Gasta eine Batterie während der Belagerung der Stadt“, „Die Ermordung Cafars“, ferner die Fresken im Maximilianeum:

„Erbauung des Klosters Ettal“, „Stiftung der Universität Ingolstadt“, „Sängerkrieg auf der Wartburg“, Sodann: „Die Entdeckung Amerikas“, „Thuesenda im Triumphzuge des Germanicus“ (in der neuen Pinakothek), „Heinrich VIII. und Anna Bolena“, „Der Winterkönig Friedrich“, „Der letzte Gang der Girondisten am 31. October 1793“, „Die Geschichte Münchens“ für den neuen Rathhausaal dieser Stadt (1880), „Der Rath der Feln“, „Helene Kottner“ entführt die ungarische Krone“, „Maria Stuart vernimmt ihr Todesurtheil“, „Willy vor der Schlacht am weißen Berge“.

Im Jahre 1874 wurde Karl von Piloty Director der Münchener Akademie und als solcher hat er auf die Ausbildung der Akademiker den größten Einfluß ausgeübt. Seine Schüler haben ihm stets die dankbarste Anhänglichkeit bewahrt und nie haben die berühmtesten anzuerkennen vergessen, daß sie seiner vorzüglichen Schule das Beste, was sie zu leisten vermögen, zu verdanken haben.

Das letzte große Bild des Meisters ist „Der Tod Alexanders des Großen“, reich an charaktervollen Figuren und von wunderbarer Farbenwirkung. An diesem Gemälde hat Piloty im letzten Jahre seines Lebens mit feberischer Hast und der steten Sorge gearbeitet, daß er es möglicherweise nicht zur Vollendung bringe. Nur die Gestalt Alexanders ist unvollendet geblieben. Das Bild ist für die Berliner Nationalgalerie bestimmt.



Karl von Piloty.



## Franz Liszt †.

(Mit Portrait.)

Franz Liszt, dessen Name und Ruhm wie kein anderer in neuerer Zeit die Welt erfüllte, ist am 31. Juli 1811 in Eisenach geboren. Er hatte sich auf der Reise von Weimar nach Marbach beurlaubt, nach Bayreuth (wo er den Kaiser bewohnen wollte) im Eisenbahncoupé eine Erklärung abgegeben, die eine tobbringende Lungenerkrankung zur Folge hatte.

Liszt war groß als Claviervirtuose, hervorragend und lobenswerdend als Symphoniker und Oratoriencomponist, bedeutend als Musiklehrer und ästhetischer Schriftsteller (in französischer Sprache) und ein Behrer auf seinem Instrumente, wie es keinen zweiten giebt. Auch das in Talenten entdeckt, ermuntert und zur vollen Ausbildung geführt hat.

Ein in seiner Art einziges, sonntiges Künstlerleben ist in ihm erloschen. Sein Leben lang und bis in die letzten Tage war Liszt ein besonderer Liebling der gesammten musikalischen Welt. Während seiner langen Virtuosen-Reisebahn wurde er fast verpöblich, wo sein Name nur genannt wurde, hielten ihn begeistert die Musikfreunde zu, und namentlich waren es auch die Frauen, die für ihn schwärmten. Sein Spiel war bewundernswürdig. Er hat zugleich allüberall dem Edelsten seiner Kunst die Bahn gebrochen. Beethoven, Weber, Schubert lernte die weite Welt zuerst durch ihn völli kennen und später machte er es mit Schumann ähnlich. Unter den vielen Schülern, die er heraubildete, seien nur Hans und Nikolai und Karl Taubig genannt, letzterer der größte Pianofortevirtuose, den es nach Liszt gegeben und der leider so früh starb.

Er war es, der den „Lohengrin“ in Weimar zuerst zur Aufführung brachte, der in jener hingebenden Selbstlosigkeit, die einen Grundzug seines Charakters bildete, Richard Wagner die Wege ebnete zu allgemeiner Anerkennung.

Franz Liszt wurde am 22. October 1811 in dem ungarischen Orte Raiding geboren. Sein Vater, ein Rechnungsficiant des Fürsten Oesterhazy, war musikalisch genug gebildet, um die erste Entwidlung des jungen Talents zu leiten. Im neunten Jahre spielte Liszt zum ersten Mal öffentlich und erregte allgemeines Staunen.

Sein erstes öffentliches Auftreten brachte ihm denn auch Ehre, (man nennt die Grafen Szapary und Anady), die seine Weiterentwicklung sicherten. Er kam kaum zehnjährig nach Wien, wo Carl Czerny, ein Schüler Beethovens, sein Lehrer wurde. Beethoven selbst war zu alt und kränklich, um noch persönlich künstlerische Anleitung zu geben, allein wenigstens in dem Concerte, das am 13. April 1823 der elfjährige Anady veranstaltete, erschien der fast taube Meister und ward von dem Spiele so ergriffen, daß er an's Podium ging und den Spieler in die Arme schloß und küßte.

Das Auftreten in Wien verschaffte Liszt die Mittel, nach Paris zu gehen. Denn nur auf dem weltberühmten Conservatorium dort konnte man damals auch die letzte Ausbildung gewinnen zu können. Allein wie sehr auch das Spiel Jedermann überragte, hier, enttäuscht, der Spieler selbst ward sogar auf die besten Wiener Empfehlungen hin nicht zugelassen, er war eben kein Franzose. Cherubini war es, der ihn zurückwies. Doch das Talent des jungen Künstlers brach sich selbst Bahn. Er spielte vor dem Herzog von Orleans und war bald der Liebling der pariser Welt. Dann ging er zweimal nach England, wo er ebenfalls

die größten triumphirte, und ein drittes Mal nach Ungarns Hauptstadt in der Schwelz 1827. Seine nachher gemachte Bekanntschaft veranlaßte den Herzog, ihn in die Reihen von Königl. Kapellmitgliedern überher zu berufen, und 2 Jahre nach Paris zurück. Offen allen Überflüssen der Kapellarbeit, schrieb er nach Rückkehr des Jahresendens die „Symphonie revolutionnaire“, die er aber nicht veröffentlichte. Nachdem er 1833–35 in Gené in glänzender Zurückgezogenheit gelebt, kehrte er nach Paris zurück, wo er mit Thalberg in Rivalität trat, und 1837 begab er sich nach Italien, woselbst er die ganze Zahl 1838 verweilte. Von 1840 bis 1846 unternahm er jene großen Expeditionen, die seinen Namen durch ganz Europa trugen. Im Jahre 1848 verließ Liszt die Hauptstadt als reisender Diener und wanderte sich nach Weimar.

Hier wirkte er fortan als Vortragsmeister in außerordentlichen Tunesen (nachdem er diesen Titel schon 1844 erhalten) und wurde bei Winkelmuth eines Kreises von Schülern und Hülfsgebern, der für die Jüden und Franzosen Richard Wagner und Berlioz, sowie für die damals hochgeleiteten Vorstellungen stiftete Besorgungen machte. In Weimar brachte er eine ganze Reihe von musikalischen Schülern, vor Allen aber auch neue Opern von Mendel bis zu H. Wagner, zahlreicher Aufführung.

Fortan war er aber auch selbst productiv. In den zahlreichen eigenen Compositionen für Clavier kamen von je die zahllosen Bearbeitungen der Werke anderer Meiser für sein Instrument, das heute in der That die gebräuchteste Musikinstrument umfaßt. Dazu aber gehören er mit eigenen Händen die Fortbildung der großen musikalischen Formen, besonders die der Symphonie, „L'Espe“, „Die Kaiserin“, „Die Kaiserin“, „Die Kaiserin“, „Die Kaiserin“, „Die Kaiserin“ u. (s. u.)

Wol dem Gehör der geistlichen Welt ist es aber in den fünfzig Jahren die „Gegensetzungen“ des „Kaisers“, dann folgten die „Kaisers“, die „Kaisers“, die „Kaisers“ u.

Franz Liszt.

Nachdem er 1859 seine freiwillige Capellmeisterstelle aufgegeben hatte und zum Kammerherrn ernannt war, wandte er sich nach Rom, wo er 1865 in den geistlichen Stand trat, um Capellmeister an der Stigimischen Capelle werden zu können. Er ist als solcher eine ganze Reihe von Kirchenobergebern; endlich seine beiden großen Oratorien: „Die heilige Elisabeth“ und „Christus“.

Auch der ungarischen Heimat hat er, seit Ungarn eine politische Stellung wiedergewonnen hat, großer Theilnahme zugewandt, wie er denn deren Weisen gesammelt und in künstlerischer Durchbildung der Welt bekannt gemacht hat. Die Magyaren zeigen sich dem großen Sohne ihres Landes, obwohl derselbe ihrer eigenen Entscheidung fern stand, dankbar, sie ernannten ihn zum Ehrenpräsidenten ihres nationalen Conservatoriums und setzten ihm ein Jahresgehalt aus, für welches er nur die Verpflichtung übernahm, kurze Zeit in jedem Jahre in der ungarischen Hauptstadt zu verweilen und zu lehren.

Als geistvoller Schriftsteller machte er sich bekannt durch: „De la Fondation-Gothie à Weimar“ (Brügge 1851), „Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner“ (Brügge 1851), „Fr. Chopin“ (Paris 1852), „Des Bohémians et de leur musique en Hongrie“ (Paris 1855), und eine eingehende Charakteristik des Niedercomponisten Robert Franz (Brügge 1872).

## Bilder aus dem Schwarzwald.

Von H. Frey-Marbach.

(Schluß.)



Heiteres Lachen weckte mich aus meiner Traumwelt, die Gefährten riefen meinen Namen. Sie hatten in einer primitiven Holzbaude, die umweit des Ufers dem Wanderer vor der Unbill des Wetters Schutz bot, sich häuslich niedergelassen und thaten sich an den mitgebrachten Schinken, Brot, Eier und Wein, nach Herzenslust gütlich. Das frugale Mahl schmeckte nach dem tüchtigen Marsche gar köstlich und wir würzten es mit allerhand hübsch verständigen Gesprächen, wie solches vernünftigen Reisenden ziemt, indem wir uns einander mittheilten, daß die Unergründlichkeit des herrlichen Sees nun auch zu den überwundenen Standpunkten gehöre und nach den im Jahre 1868 vorgenommenen Messungen 79 Fuß Tiefe habe, daß er 3440 Fuß über dem Meere liege, daß er 1/4 Meile Umfang besitze, seine schwarze Farbe von seinem Torfgrunde herrühre und in seinem Schooße die muntere Acker entspringe, die wir im Kappeler Thale zuerst begrüßt hatten. Unser Führer fügte hinzu, daß die Ueberschwemmung des Sees oft Nebel und Gewitter verursache und bei stürmischem Wetter unterirdisches Murren sich hören lasse und Aufstrubeln des Wassers wahrnehmbar sei. Aber all diese interessant niedertönen Erwägungen vermochten den Zauber des „Wundersees“, wie ihn die alten Römer schon nannten, nicht zu bannen und mich überkam die Sehnsucht, dem Wummelkönig selbst in seinem Reiche meine Puldigung darzubringen. Am jenseitigen Ufer gewahrten wir einen Kahn, aber wie ihn schnell erreichen? Unser Führer wußte Rath, er ließ einen schillen Pfiff aus, der sogleich vom andern Ufer her beantwortet wurde, und bald erschien dort ein Mann, löste den Kahn und kam herüber gefahren. Ich freute mich wie ein Kind, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, aber unserm verehrten Bostrath stiegen allerlei Bedenken auf, es grüselte ihn augenscheinlich vor dem feuchten, ihm unheimlich dünkenden Elemente, er bezogte wenig Lust, sich ihm anzuvertrauen; doch unsere Bitten halfen. Der lebenswürdige Herr wollte uns nicht die Freude verderben und stieg mit in das schwankende Fahrzeug. Sanft glitten wir dahin, die leuchtende Spur unseres Nachens funkelte wie lauter Gold in der Morgenfonne, das aus der Ferne so schwarze Wasser war durchsichtig klar, so daß man meinte bis auf den Grund zu sehen, und ich wohl die Wälder begreifen konnte von den paradiesischen Gärten, die der Wummelkönig mit seinen lieblichen Töchtern da unten bewohnte, die aber nur in einsamen glückseligen Stunden den von Göttergauen Vertriebenen erscheinen. So schaukelten wir leise auf dem stillen samunen See, rings um uns her der hoch und höher aufsteigende Kranz majestätischer Fichten, über uns der blaue Himmel; es war ein Bild ernten tiefen Friedens von märchenhaftem Reiz. Wie das Räthel ein trauriges Menschenantlitz verklärt und ihm einen trübenden Ausdruck verleiht, so verströmte der milde Friede, der sonnige Glanz den melancholischen Wanderer und ich beugte mich hinab zur Tiefe, ließ die funkelnden Wasserperle durch meine Finger gleiten und dankte dem gütigen Wummelkönig, daß er uns so liebevoll aufnahm, seinen Verehrern in solch strahlender Schönheit sich zeige.

Am jenseitigen Ufer stiegen wir aus und nun ging es auf unwirthlichen Pfaden heim bergan zur Hornzäuhne (Gründe bedeuten die hohen kalten Berggipfel). Der schmale Fußweg wird in der Wildnis immer unkenntlicher, oft verliert er sich zwischen großen moosbedeckten Wäldern bunten Sandsteins; dazwischen breiten mächtige Farrenkräuter ihre gartblätterigen Zweige aus, Heideberggesträuch bedeckt weithin den Boden. Je höher wir steigen, um so mehr verliert der Nabelwald seine Schönheit, immer kümmerlicher wird der Baumwuchs, bis wir auf dem breiten Scheitel des Berges nur noch verkrüppeltes Kieholz und die einige Schuh hohe Zwergbirke antreffen mit ihren lang harniederhängenden Zweigen und rund geferkelt Blättern; auf dem moorigen Erdbreich wuchern einzig der orangefarbene heilsame Bergwohlverleisch (Arnica Montana) und der Ergänz (gentiana lata) mit den großen gelben Blumen und der bitteren an Heilkräften reichen Wurzel. Dort winkt uns als frohes Zeichen, daß wir unser Ziel erreicht haben, der für die badische Landesvermessung errichtete Signalthurm, der aber nicht zu bestin ist. Doch es braucht dessen nicht, breitet sich doch von dem 3887 Fuß hohen Plateau ein weit umfassendes herrliches Panorama vor unsern staunenden Wäldern aus. Im Hintergrunde die Vogesenkette, vor ihr das von Basel bis Worms sich hinziehende Silberband des Rheins; Strahburg mit seinem himmelsstrebenden Münster, weiterhin Rastatt, Karlsruhe, Worms und viele andere Städte und Dörfer. Im Osten die schwäbische Alp, im Süden die blauen Berge des oberen Schwarzwaldes, dahinter im leichten Nebelhaule die Alpenkette vom Borelberg bis zum Berner Oberland. Aber fast noch köstlicher als diese weite Fernsicht ist der Blick hinab auf das Meer tannengefrönter Bergkluppen, die zu den Füssen ihres Beherrschers lagern. Die eigenartige Schönheit des Schwarzwaldes, die unabwehrbar in alle Farbenzone getauchten Bilder vom dunkelsten Blauschwarz bis zum zartesten Violettgrün, entzückt uns hier in ihrem vollen Reiz. Ein Gefühl stolzen Wäldes und zugleich tiefer Demuth und Dankbarkeit gegen den allmächtigen Schöpfer erfüllte bei diesem erhabenen Anblick unsere still bewegten Herzen.

Auf dem Rückweg führen wir noch einmal über unsern lieben

Mummelsee, bevor wir ihm zögernd Lebewohl sagten. Als ich wiederholt mich umwandle, ihm einen letzten Abschiedsgruß zu senden, überhol mich die Freude darüber, daß der greise Mummeler mit seiner Axtenschaar nie nicht erschienen sei; ich lächelte und schwieg, wußte ich's doch besser, aber wer wird solch poetisches Geheimniß verathen! Freudig stimmte ich jedoch bei, als unser freundlicher Rath auf dem Heimweg erklärte: so schön die Partie vom Anfang bis zum Ende gewesen sei, ihr Wagnispunkt bleibe doch die stille Fahrt auf dem träumerischen, poetischen Mummelsee.

„Sie gehen auf den Spuren der Romantik,“ scherzte ein Gast, als wir wanderlustig am andern Morgen aufbrachen, um die hochberühmten Mittensteinfälle und die Klostertrümmen von Allerheiligen zu besuchen. Unter den verschiedenen Wegen, die von Ottenhöfen dahin führen, wählten wir den etwas steilen, doch kürzesten, die sogenannte „Alte Straße“, die allerdings wenig Aussicht, aber den bei der Wärme des Tages großen Vortheil erquickenden Schattens bot. Durch den prachtvollen Nadelwald, von dem jeder einzelne Baum im Flachlande Bewunderung erregen würde, ging es zwei Stunden lang vorwärts, bis plötzlich der Wald sich in ein wenig lichtere und wir hinabblinden in den engen Bergkessel, in dem die malerische Ruine von Allerheiligen sich erhebt; daneben ein Forsthaus und ein zieliches Schweizerhaus, umgeben von Gärten und Wäldern, umkränzt von herrlichen Waldungen: das liebliche Bild friedlicher Einsamkeit. Kloster Allerheiligen wurde im 12. Jahrhundert von Ita von Schauenburg gegründet. Ihr zweiter Gemahl Herzog Belf VI. von Altorf-Spoleto hatte viel Leid und Kummer über sie gebracht. Viele Jahre führte er in der Fremde ein leichtsinniges, sittenloses Leben, nur an sinnlichen Genuß denkend, bis furchbare Schicksalsschläge ihn zur Einsicht in sich selbst zwangen. Der Tod trieb ihm plötzlich seinen einzigen Sohn, er selbst wurde von Blindheit und schwerer Krankheit heimgesucht; auf seinem einsamen Schmerzenslager erkannte er die Verwerflichkeit seines bisherigen Daseins, tiefe Reue erfasste ihn und bußfertig kehrte er kaum halb genesen zu seiner verlassenen Gemahlin zurück, flehte um ihre Verzeihung und bat sie, um durch eine dem Herrn wohlgefällige Handlung sein Seelenheil zu retten einen Theil ihres gemeinsamen Besitzthums zur Gründung eines Gotteshauses verwenden zu lassen. Ita nahm den Reumüthigen gütig auf und sie beschloßen ein Augustinerkloster nach der neuen strengen Observanz des heiligen Norbert von Prémontraz zu gründen und es mit den reichsten Besitzungen, die Ita im Reichthale ihrer eignen nannte, zu belehnen. Doch der Tod raffte Herzog Belf schneller dahin als er gedacht, und seiner Wittve blieb die Ausführung des begehrgten Planes überlassen. Ueber die Stelle, auf der das Kloster entstehen sollte, beschloß Frau Ita den Zufall, den sie als ein Zeichen des Himmels betrachten wollte, entscheiden zu lassen. Mit reichen Schätzen, die für die Errichtung des Klosters bestimmt waren, wurde am Tage der heiligen Ursula, 21. October 1191, ein Esel beladen, von der Schauenburg aufwärts in die Berge getrieben und bestimmt, an der Stelle wo er sich niederlegen würde, sollte das Kloster erbaut werden. Der hochbedackte Langohr trabte geduldig vorwärts, auf der halben Höhe des Söhlberges blieb er von heftigem Durst geplagt stehen, schlug mit seinem Fuß auf das Gestein und — o Wunder! — eine silberklare Quelle sprömte plötzlich hervor, die noch jetzt der Efelbrunnen genannt wird, und die über dem, noch heute im Felsen sichtbaren Abdruck des Hufes die Inschrift trägt: „Anno 1191 ward hier ein Esel durchgeführt, von dessen Fuß der Brunnen herrührt.“ Nachdem der vierbeinige Bodträger seinen Durst gestillt hatte, trabte er weiter und lagerte sich erst auf dem Gipfel des gegen 2700 Fuß hohen Söhlberges. Weil jedoch auf dieser düsterbewaldeten rathen Höhe der harte Aufenthalt für die frommen Brüder Frau Ita zu unheimlich dünkte, so erbaute sie hier zu Ehren der Heiligen des Tages nur eine Kapelle, deren Thürmer noch vor vierzig Jahren zu sehen waren, für die Errichtung aber der Klosterkirche bestimmte sie den 700 Fuß tiefer gelegenen Bergkessel, die Wiesenau. 1192 wurde der Bau des Gotteshauses, das Jahr darauf der Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Klosters begonnen; 1196 fertigte Ita die feierliche Stiftungsurkunde aus, die im folgenden Jahre vom Kaiser Heinrich VI. die Bestätigung erhielt. Das Siegel von Allerheiligen stellt 5 knieende Mönche dar, deren Haupt eine aus fünf Strahlen gebildete Krone schmückt; dies läßt vermuthen, daß die Stiftung ursprünglich nur für fünf Chorbauern bestimmt war. Doch die Zahl derselben mehrte sich bald um das Dreifache, reiche Schenkungen hoben dem Kloster von allen Seiten zu, so daß es mit den Jahren zu einer hochangesehenen Probstei sich erhob. Mit dem hohen Ansehen wuchs auch der Reichthum des Klosters, viele Wäldungen und Landstücke nannte es sein eigen und seine Einnahmen wuchsen von Jahr zu Jahr. Die höchste Blüthe von Allerheiligen fällt in das 13. Jahrhundert, in jene Zeit, wo in Deutschland die Klöster die Pflanzstätten von Bildung und Wissenschaft waren; auch erfuhr es sich in Betreff eines wahrhaft religiösen Strebens, strenger Sittlichkeit und kirchlicher Zucht eines so ausgezeichneten Rufes, daß im Jahre 1248 der Paph den Probst von Allerheiligen nebst übrigen Chorbauern nach dem bei Heidelberg gelegenen Kloster Lorich sandte, um unter den



# Bilder aus deutschen Städten.

(Mit Illustrationen.)

## 3. Hamburg.



Die Seewarte zu Hamburg.

Die Abtheilung „Hamburg“ in „Casar Schmidts Städte-Bildern und Landschaften aus aller Welt“ hat den Dr. Julius Pollack zum Verfasser. Die Illustrationen dazu sind meist nach Originalzeichnungen von Hermann Nestel und Ernst Schmitz gefertigt und tragen sehr wesentlich zur Verschönerung und Verdeutlichung der sehr eingehenden Beschreibungen bei. Nur einzelne Stellen derselben können wir hier in der Raum eines Artikels zusammenfassen.

Hamburg ist wesentlich Handelsstadt, Handel und Schifffahrt mit allen sich diesen anschließenden Gewerben sind noch jetzt Erwerbsquelle für den größtheil des Theil der Bevölkerung. In den letzten Jahrzehnten ist freilich das Fabrikwesen in den verschiedensten Richtungen zu großer Bedeutung gelangt, namentlich hat der Bau eiserner See- und Flußschiffe einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, so daß dieser mit seinen Nebengewerben Tausenden von Arbeitern Beschäftigung und Verdienst giebt.

Die Eisenbahnverbindung Hamburgs mit dem deutschen Hinterlande sowie den benachbarten Staaten ist vollständig und gut. Namentlich seitdem es gelang, nach der 1866 erfolgten Annexion Hannovers durch Preußen eine Ueberbrückung der beiden Elbarme herzustellen. Durch diese feste Verbindung mit dem südlichen Elbufer ist das südliche und westliche Deutschland, sowie Frankreich, Belgien und Holland von Hamburg in wünschenswerther Weise direct zu erreichen. Es münden in Hamburg die Venloer Bahn, die Berlin-Hamburger Bahn und die Lübecker Bahn. Ferner ist die von Altona nach Schleswig-Holstein und dem Norden führende Altona-Kieler Bahn durch die sog. Verbindungsbahn mit den zuerstgenannten zu einem zusammenhängenden Netz vereinigt. In Hamburg, Hamburg gerade gegenüber, schließt sich die Unterelbische Eisenbahn an die Venloer Bahn an, wodurch Hamburg auch mit seinem Seehafen durch Eisenbahnverbindung gesetzt ist. In der Stadt ist für den Güterverkehr unmittelbarer Gleisanschluss zwischen allen Bahnhöfen vorhanden, für den Personenverkehr ist diese höchst wünschenswerthe Einrichtung noch nicht durchgeführt.

Mit allen Welttheilen steht Hamburg durch großartig ausgerüstete Dampfschiffbetriebslinien in regelmäßiger Verbindung, und ebenso gut, wie fast täglich sich Reisegelgenheit nach England, Holland und Schweden bietet, ist es in neuerer Zeit möglich, namentlich nach fast allen außereuropäischen Ländern abzureisen.

Ihren Namen leitet die Stadt von der Bezeichnung der sie umgebenden Wäldungen, der Hamme, her. Die letzten Reste dieser Wälder bedecken noch in viel späterer Zeit den südlichen Theil der Stadt, das St. Jacobi-Kirchspiel, und dehnten sich bis hinaus über die Dörfer „Hamm“ und Horn.

Kaum eine andere Stadt von dem Alter und der Bedeutung Hamburgs dürfte so arm an baulichen Zeugnissen ihrer Vergangenheit sein wie dieses. Wenn die schönen Erzeugnisse mittelalterlicher Bau- und Kunstfleißes in Stein, Holz und Metall, die andern alten Städten Deutschlands ihren hohen Reiz verleihen, hier wenig, ja fast gar nicht zu finden sind, so liegt der Grund dieser Erscheinung hauptsächlich in dem von Alters her stets wachsenden Bewußtsein der Einwohner nach Raum, und der hierdurch bewirkten steten Verdrängung des Alten, um Neues an seine Stelle zu setzen. Auch war die durch enge Umwallung fest eingeschlossene Stadt einer freien Entfaltung der Baukunst an weiträumigen prächtigen Bauwerken nicht günstig. Mühte sich doch die stets wachsende Bevölkerung innerhalb der schützenden Mauern auf engbegrenztem Raum immer dichter zusammenzudrängen. Die häufigen Pestepidemien, Feuerbrünste, Ueberschwemmungen u. s. w. trugen ferner dazu bei, manches Denkmal früherer Zeiten zu vernichten. Besonders der große Brand von 1842, der hauptsächlich in den ältesten Kirchspielen St. Petri und St. Nikolai wüthete, ist der Grund, weshalb Hamburg so wenig an interessanten alten Bauwerken aufzuweisen vermag.

Trotzdem finden wir noch in den älteren Stadttheilen, die ganz vorwiegend Sitz des hamburgischen Großhandels sind, höchst schenswerthe alte Gebäude. Der Charakter solider Festigkeit und erster Würde ist diesen alten Kaufmannshäusern im Grimm, in der Katharinenstraße, im Gremor, in den Reichenstrafen, im alten und neuen Wandramm in hohem Maße eigen. Meistens in Ziegel-Rothbau mit nicht sehr reicher Sandsteinornamentik aufgeführt, mit hohen phantastisch geschweiften Giebeln und einem das Winkelmaße des ersten Stockwerkes mit umfassenden Portal, gehören sie fast alle dem Ende des 16. und dem 17. Jahrhundert an.

Die eigentümlich lange schmale Gestalt der Grundstücke in diesen Stadttheilen, die bedingt ist durch die Nothwendigkeit, möglichst vielen Hausbesitzern sowohl an der Straße Zugang zu ihren Wohnräumen, wie am Fleeth Zugang zu ihren Speicherräumen zu gewähren, hat zu einer sich stets wiederholenden, bestimmten Baudisposition geführt. An der einen Straße zunächst die schmale Front eines hohen, oft vierstöckigen massiven Giebelhauses, das zum größten Theil Comptoir- und Wohnzwecken dient. An dieses schließt sich nach hinten ein nicht die ganze Breite des Grundstückes füllendes Mittelgebäude, welches einen schmalen Hof neben sich frei läßt. Hieran löst dann der Speicher, dessen Hinterseite direct am Wasser liegt, und der wieder die ganze Breite des Grundstückes einnimmt. So kann die Ueberführung der Waaren aus den Lastschiffen (Schuten) auf die Speicherböden bez. umgekehrt durch Winden bequem beschafft werden.

Die Häfen Hamburgs erstrecken sich längs der ganzen Südseite der Stadt von St. Pauli bis Rothenburgsort in einer Ausdehnung von ca. 6 Kilometer. Speicher, die direct am Strom liegen, giebt es nur in St. Pauli und in Altona. Die Waaren werden im Hafen in Schuten, flache offene Fahrzeuge, verladen und mittelst derselben durch die Fleethe zur Stadt gebracht. Die Schiffsverwerften auf Steinwärdern bieten dem Besucher ein Bild großartig entwickelter industrieller Thätigkeit. Schon von Weitem erkennbar durch die riesigen eisernen Krabengereife, die hohen Himmel streben, sind sie für Jeden, der Interesse hegt für den Bau der kolossalen Seeschiffe, ein höchst lohnender Zielpunkt. Auch die dem Binnenländer nicht immer verständliche Einrichtung der Schwimmdecks hat man dort mehrfach Gelegenheit zu beobachten.

Die großartigen Dampfanlagen sind ausschließlich für die Entladung und Verfrachtung von Dampfschiffen bestimmt. Sie bestehen seit 1866 und sind seitdem fortwährend erweitert und ausgebaut. Zwei tiefe Einshafte in's Land, welche secundär offen sind, werden eingestuft von 4 Quats, auf denen Lager-Schuppen in langen Reihen stehen und welche durch Schienenwege direct mit den Eisenbahnen in Verbindung gebracht sind. Im Ganzen sind an Quaianlagen vorhanden 4194 Meter, und an Schuppenlänge 2766 Meter. Hunderte von fahrbaren Dampf-



Alsterdammbrücke und Alsterarkaden in Hamburg. (Aus „Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt“.)

frachten sinnerreicher Construction entnehmen die Waaren direct dem Schiffsraume, und legen dieselben entweder zur sofortigen Weiterbeförderung auf die Eisenbahnwagen, oder zur einstufigen Lagerung in die Schuppen.

Von hauseigenen Anlagen nennen wir hier nur: die Seewarte; sie liegt auf einem höchst interessanten Punkte, auf der Höhe des sog. verfallenen Ausblick auf dem Hafen, die mit Schiffen aller Art bedeckte Gasse, die gegenüberliegenden Ufer und das in St. Pauli gelegene Seemannshaus. Die Seewarte dient, unter Aufsicht des Reiches stehend, sowohl als Centralpunkt der ausübenden Witterungskunde für das ganze Deutsche Reich, wie auch als Mittelpunkt der Pflege der maritimen Meteorologie. Sie steht zu diesem Zweck mit zahlreichen Stationen an den Küsten in Verbindung, und ist auf die Notharbeit einer großen Anzahl praktischer Seeleute angewiesen. Der Standpunkt der Seewarte, wählt werden können. Das Gebäude ist 1879–81 von Kirchnerbauer und Philippi erbaut und in mehrfacher Beziehung sehr werth.

Nun betreten wir die Lombardsbrücke, und haben hier den schönsten Punkt erreicht, den Hamburg überhaupt aufweist. Ist die Brücke an sich schon ihrer großen Breite wegen und durch ihre reizenden Gandelaber bemerkenswerth, so ist der Ausblick, den man zu beiden Seiten genießt, von überwältigender Schönheit. Zur Rechten hat man die Binnenalster, umgeben von den vornehmsten Hotels und Wohnhäusern, die sich in den beiden Jungfernstiegen und der Straße Alsterdamm in unvergleichlich schöner Lage aneinanderreihen. Die weite Wasserfläche ist belebt durch Wunderboote und schnellfahrende kleine Dampfschiffe.

Hinter der breiten Reesendammbrücke mit den Alsterarcaden, einer ununterbrochenen Reihe prächtiger Böden neben sich sieht man im Hintergrunde über der Börse der St. Nicolaiskirche majestätisch hervorstechen. Weiter links erhebt sich der St. Petrithurm herüber, und dicht vor demselben breitet sich die imposante Front des Hôtel de l'Europe aus. Weiter folgen die breite Straße, Alsterthor, die Gärten des Alsterdamm, mit dem St. Jacobithurm im Hintergrunde, und ganz links steht man noch die Kunsthalle und den glänzenden Thurm der St. Georgskirche. Wendet man aber diesen Blick den Kläden, so überblickt man den weiten, großen Wasserspiegel der Außenalster, umkränzt von den zahllosen Villen der Vororte.



Der Hansa-Brünnen in Hamburg.  
(Aus „Städte-Bilder und Landschaften etc.“)

#### 4. Potsdam.

Ueber diese mit viel Pracht und höflichem Wesen ausgestattete Perle der Mark Brandenburg sagt der Verfasser dieser Abtheilung in César Schmidts „Städtebilder etc.“: „Paul Lindenbergs: Wie Berlin, so ist gleichfalls Potsdam in der ältesten Zeit seiner Entstehung eine wendische Ansiedelung gewesen, wie auch sein Name — früher Poptupimi — wendisch ist und so viel wie „unter den Eichen“ — von po: bei, und dup: Eiche — bedeutet. Die erste uns bekannte Urkunde, welche den Ort nennt, stammt aus dem Jahre 993, sie theilt uns mit, daß Kaiser Otto III., Poptupimi und Veliti, gelegen auf der Insel Chotiwizjes, seines Vaters Schwester Mathidis, Hebstin von Dueslinburg, zum Geschenk macht. Nur von kleinem Umfange mag das Dorf gewesen sein, bestimmt wahrscheinlich durch eine Burg, von der uns leider weder directe Schriften noch irgendwelche Ueberreste erhalten geblieben sind. Längere Zeit schweigt überhaupt die Kunde von diesem Platz; vermuthlich ließ Albrecht der Bär ein neues Castell bauen, dessen Umkreis oft genug von christlichem und wendischem Blut getränkt worden sein mag, denn die heftigsten und erbittertesten Kämpfe wütheten um diese Zeit — im zwölften und dreizehnten Jahrhundert — in dieser Gegend, welche die alten slavischen Bewohner mit klümem Muth gegen die andrängenden Anhänger der Lehre Christi vertheidigten. Doch das Kreuz siegte, mehr und mehr wichen die Wenden über die Havel und Spree zurück, und ihre einstigen Oberen blühten unter friedlicher Regierung von Neuem auf. Auch Potsdam vergrößerte sich und trat in den Rang einer Stadt,

jedenfalls am Schluß des dreizehnten Jahrhunderts, denn in einem Kaufbriefe von 1304 wird der Ort bereits „ein Stedelen“, der „bedderde Lübe Radmanne unde Burger“ entzilt, genannt. Trozdem mag der Stedelen ein sehr unbedeutend gewesen sein, denn als 1393 die märkischen, stellte Potsdam nur „einen Wepin (Wohnort)“ und einen Schutt (Schlössen)“, während Berlin deren fünf in das Feld führte.

Potsdam hob sich allmählig unter den Kurfürsten Friedrich I., Joachim I., Friedrich Wilhelm, aber eine große Epoche trat für die Stadt erst durch König Friedrich Wilhelm I. ein. Dieser hatte eine fast überliche Zuneigung für Potsdam und die Stadt verdankt ihm unendlich viel. Unter seiner Herrschaft entstanden die Heiliggeist-, die Hof- und Garnison-, sowie die Nicolaiskirche; auch die Katholiken und selbst die Griechen erhielten eigene Gotteshäuser. Daneben wurden die Schulen nicht vernachlässigt, das Militärwaisenhaus wurde gegründet, neue Straßen wurden angelegt und namentlich viele militärische Bauten errichtet, so z. B. eine Gewehrsabrik, ein Exercier- und ein Commandantenhaus, die Hauptwache, mehrere Kasernen etc. Damit das Terrain des vorstehigen „Hausen Seeb-“ benutzt werden konnte, wurde ein Graben durch die Stadt gezogen, auch andere Wasser-Verbindungen wurden hergestellt, so z. B. zwischen dem Heiligensee und der Havel. Scharfen Blicks überwachte der König die Ausführung aller Anordnungen und bestimmte sich um die Angelegenheiten fast jedes einzelnen Privatmannes. Die Baukunst wurde besonders unterstützt, die mit Stroh bedeckten Häuser und Scheunen, selbst die vor den Thoren, mußten verschwinden und massiven Gebäuden Platz machen; die letzteren wurden in abgemessenen Quaders, und zwar von derselben Höhe und demselben Keuscheren — zwei Stockwerk hoch, von weisem und orangefelbem Anstrich — errichtet, und jedes Quader wurde mit einem Thorweg versehen, damit man bei Feuerbränden die Flammen von den Höfen aus bekämpfen konnte. Für die bingungelegener Fremden, besonders holländischen Colonisten legte der König um das Wasser ein eigenes, aus vier Quartieren (jedes zu 62 Häuser) bestehendes Quartier an; sämtliche Häuser wurden nach holländischer Art — massiv aus Ziegeln mit Kalkfugen, die Schornsteine mit Thürmchen und Wetterfahnen geschmückt — erbaut. Daneben unterstützte der König auf das Eifrigste die Industrie und das Handwerk und sah auf den Fleiß seiner Bürger; damit sie z. B. nicht ihre Arbeiten über dem Vergnügen vernachlässigten, gab er die Schützen-Gilde auf

und unterlagte den Bürgern das Schießen auf dem Schützenplatze.

Einen ganz besonderen Charakter — der bis heute geblieben ist — hat Johann der König seiner zweiten Weibens aufgebracht: den militärischen. Gleich zu Anfang seiner Regierung, als sich Berlin wigerig, das Leibregiment einquartieren, zog er mit dem ersten Bataillon desselben nach Potsdam, und dieser Schritt mag viel dazu beigetragen haben, daß Friedrich Wilhelm der kleiner Stadt in so hohem Grade sein Wohlwollen und seine Protection schenkte. Die Sorge um seine „langen Kerls“ lag ihm ja am nächsten. Diese Kerle: für das Regiment war sein einziger, allerdings sehr theurer Argus; während er selbst mit seiner Familie auf das Einschloß lebte, während er im Schloß die kostbaren Möbel seines Vaters hatte fortäumen und dafür die gewöhnlichsten, derbsten, mit Skatun überzogenen Tische und Stühle hatte setzen lassen, gab er für das Leibregiment Riesensummen aus. Ihm opferte er Alles; das Orangeriehaus beim Schloß wurde in einen Marstall, der sorgsam gepflegte Lustgarten in einen Exercierplatz umgewandelt. Zu seinem Vergnügen legte er sich den Marstallgarten mit einem Schloßchen an; doch der Garten enthielt nur Kläden-Gewächse und in dem Schloßchen sah es öde und leer aus und die Gastwähler, welche in seltenen Mäusen bei sehr seltenen Gelegenheiten abgehalten wurden, waren ebenso öde und leer. Neben dem anstrengenden, fastwährenden Exercieren der Garde war das Tobaks-Collegium das Haupt-Vergnügen des Königs; es fand in einem besonderen Zimmer des Schloßes statt und hier versammelte sich in den Abendstunden

Friedrich Wilhelm mit seinen Getreuen bei einfachstem Mahle, bei Bier, das aus hohen Steinkrügen getrunken wurde, und bei dem aus Tonpfaffen getrauten Tabak. Manah derbe Rede erscholl dabei und manch ausgelassener Pöbel wurde verübt, denn neben den erprobten Generalen und Obersten sahen die Spahnmacher Gumbelng und Rahmann, von denen der erstere in einem Weinfasse zu Vornisbädt begraben wurde.

War Friedrich Wilhelm I. Regierung für Preußen im Allgemeinen sehr segensreich gewesen, so war sie es für Potsdam im Speziellen, denn als der König am 31. Mai 1740 im Potsdamer Stadtschlosse die Augen zum ewigen Schlummer schloß, da war die zweite Residenz, welche vor einem halben Jahrhundert kaum 100 ganze Häuser gezählt, eine blühende Stadt mit 12 000 Einwohnern und 1150 Häusern! —

Und diese Blüthe nahm unter Friedrich dem Großen, dem Sohne des strengen Soldatenkönigs, zu. Friedrich II. war es, der die Augen der Welt auf Potsdam lenkte, er war es, der die Stadt zu einer wahrhaft königlichen Residenz machte, der ihr einen historischen Glorienkranz gab, wie ihn kaum ein anderer Ort besitzt, und diese Aurore übt noch heute ihre sieghafte Wirkung, ihre größte Anziehungskraft aus!

Potsdam ist überreich an Brunnbauten, an bemerkwürdigen und bedeutsamen Punkten, und die Schmidt'sche Städtebilder geben in ihren zahlreichen vortrefflichen Illustrationen von vielen derselben eine klare Anschauung. Wir sehen vor Allem das Schloß Sanssouci, des großen Friedrich Lieblingsstiz, wo so viel Geist sich um ihn vereinigte und so viel Schönes durch ihn hervorgebracht wurde; wir sehen die herrliche alte Orangerie, den herrlichen Garten, die berühmte historische Windmühle, die dem großen König ein Dorn im Auge war und die er doch nicht wegbringen konnte, weil er zu viel Achtung vor dem Recht und den Gerichten seines Landes hatte; wir sehen ferner das Stadtschloß mit seinen Herrlichkeiten: den ausbleikreidenden Colonnaden, die Neptunsguppe im Park etc., dann die Nicolaitirche, Waraisosentirche, Friedenskirche, Charlottenhof, das Neue Palais mit dem herrlichen Muffelsaal und den sog. „Communns“ bei demselben, das Marmorpalais, das reizende Jagdschloß Klein-Oranien, wo der wilde Prinz Friedrich Karl in seinen Muffelstuden lustig lebte und früh starb; wir sehen auch in guter Abbildung die schmucke, geschmackvolle Sommerresidenz des Kaisers,

Schloß Babelsberg, natürlich den am meisten actuelles Interesse in Anspruch nehmenden Punkt der Umgebung Potsdams.

Wir haben für diesmal nicht Raum, diese schöne, eigenartige Stadt weiter zu betrachten. Der billige Preis von 60 Pfennig für jedes Hft der Kaiser Schmidt'schen Städtebilder macht es Jedem möglich, sich die gründlichste Beschreibung mit wirklich landschaftlich und architektonisch vorzüglichen Illustrationen zu verschaffen. Nur so viel noch zum Schlusse: wer mit einem einzigen Bilde Potsdam übersehen will, besitze das Belvedere auf dem „Fünflingberge“.



Potsdam.

Da oben hat man eine herrlich schöne Ansicht auf das herrliche Städtchen Gortesebe, welches sich um Potsdam ausbreitet. Weltkühn schweift unser Blick über die Schloßer und ihre Umgebungen, über die silberglänzende Havel und die leuchtenden Seen, über dunkle Wälder und grüne Triften, und stehen wir im Frühling hier, dann ist es, als ob ein süßduftendes weißes Blütenmeer um uns wogte und uns in seinen zauberhaften Bann geschlossen habe.

### Ver sch i e d e n e s.

**Lachende Kinder.** (Mit Abbildungen.) Der Künstler hat sich die außerordentliche, aber auch reich belohnte Mühe genommen, sechs- unddreißig Photographien lachender Kinder in ein Tableau zu gruppieren, dann das Ganze auf eine Holzplatte zu zeichnen, und der Klyograph hat dieses Gesamtbild in allen seinen Einzelheiten so vortrefflich auszuführen gewünscht, daß jede einzelne Physiognomie ihren eigenthümlichen Charakter behalten hat. Lauter lachende Kinder — welsch ein allerliebster Anblick! Selbstverständlich werden die glücklichen Besitzer der Urbilder förmlich von sich behaupten, daß ihr Sprößling am hübschsten lacht und jeder wird sein Kind als den bevorzugten Engel erkennen. Eigentlich ist diese Auffassung auch die richtige, denn etwas Egoismus muß ja hinzugenommen werden, um alle diese kleinen Bierscheiter und Ranzells für Engel auszugeben. Sie lachen alle, und doch welche Verschiedenheit in diesem Lachen! Nicht bei allen ist es natürlich, sondern bei einer hübschen Anzahl gezwungen, hie und da sogar schon eine kleine Grimasse. Es hat da etwas Miße gekostet, den kleinen Weltbürger oder die Weltbürgerin in ape für den Photographen in die gebräugliche physiognomische Postur zu bringen. „Nun lache einmal, Du bekommen einen Bombon!“ hieß es da; oder: „Sieh, Engelen, diesen schönen Apfel, den sollst Du bekommen, wenn Du recht schön lachst!“ Andere sind in glücklicher Situation erfasst worden, Momentphotographien, welche das freiwillige Lachen sofort festgehalten haben. Der Leser mag sich selbst diese freiwilligen Lacher herausfinden. Und was wird einstmals aus allen diesen kleinen Wesen werden? Vielleicht bildet sich gerade bei denen, die hier den heitersten Eindruck machen, der Staats-hämorrhoidarius, der Menschenfeind, die traurige Liebhaberin heraus, und die hier schon mehr künstlich lachen, von denen heißt's vielleicht einmal: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Allen diesen Engelen „ruhen noch im Zeitenchooße die schwarzen und die heitern Vooße“.

**Ein seiner Zug aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV.** Es war im Jahre 1840 bei der Hulbigungsfeler des Königs in Berlin. Ein rheinischer Deputirter hatte seine todtkranke Frau verlassen müssen, um bei der Hulbigung anwesend zu sein. Der König hatte stets ein aufmerksames Auge für seine Umgebung und als er bei der allgemeinen Festfreude den Abgeordneten finster und nachdenklich sehen sah, ging er auf ihn zu und fragte ihn theilnehmend, welche Sorge ihn drückte. Der Rheinländer theilte ihm seine Bedrögniß um das Leben seiner Gattin mit und Friedrich Wilhelm drückte ihm mit herzlichen Worten seine Theilnahme aus. Noch längerer Zeit trat plöplich der König freundlich erregt auf den Abgeordneten zu: „Selen Sie mit uns fröhlich,“ rief er, „die Krisis in der Krankheit ihrer Gemahlin ist vorüber, sie ist bereits auf dem Wege der Genesung. Ich habe hntelegraphirt und

mit erkundigen lassen. Ich freue mich, Ihnen die frohe Nachricht bringen zu können.“ Der Abgeordnete konnte vor Rührung kein Wort sprechen, die Thränen standen ihm in den Augen.

**Eine Reminiszenz an die schönen Augen Ludwigs II.** Zur Zeit, als sich der unglückliche Fürst mit seiner Nichte Sophie, die nun kürzlich, als Herzogin von Anjou, Schwiegertochter des Herzogs von Nemours, eine schwere Krankheit (Scharlachfieber) in Hofenshofen durchgemacht hat, verlobte, sah der alte Erz-König Ludwig I. in der „Augob. Zeitung“ ein Gedicht veröffentlichen, zu welchem der alte Herr den Impuls in der Casa d'Adonido zu Pompeji empfangen hatte. Ludwig I. war entzückt von dem Frescogemälde: „Adonis stult verwundet in die Arme der Venus“, weil der verwundete Adonis ganz seinem Entelsohne glich. Die Ähnlichkeit lag besonders in dem schwärmerischen Ausdruck der Augen. Das Sonett lautet:

„Sonett auf ein Gemälde in Pompeji, Venus und Adonis, in Beziehung auf Ludwig II. und seine Braut.“

Adonis sieht mit schwärmerischen Blicken  
Die Schönheitsgöttin, und sie muß ihn lieben,  
Sie fühlen zu einander sich getrieben,  
Es will ihr Wesen woinniglich erquickten.

Zu beiden Herzen glühend ist geschrieben  
Das selige durchdringende Entzücken,  
Das süße gegenseitige Beglücken,  
Wie es entstanden, ist es auch geliebet.

Mein Entel, diese Blicke sind die Deinen,  
Lichtstrahlen, welche ungeahnt erkunden,  
Die Irdisches mit Himmlischem vereinen.

Des Lebens Höchstes haben sie erworben,  
Nie werde durch die Welt Dein Blick verdorben,  
Nie heße es: Die Liebe ist gestorben!

Zwischen Neapel und Rom auf der Eisenbahn, den 27. Februar 1867.  
Ludwig I.“

**Amerikanische Auswanderung.** Es ist gewiß bezeichnend, daß sich in Washington unter dem Namen „United States & Congo National Emigration Co.“ eine Gesellschaft gebildet hat, um eine Dampfer-Linie zwischen Baltimore und dem Congo-Lande behufs Förderung der Auswanderung nach und des Handels mit dem letzteren Lande zu errichten. Das Actien-Capital beträgt 2 Millionen Dollars.

für's Haus.

Zur Kenntniß ehbarer Pilze und Schwämme (Schluß)

**Wiesenschwamm** (*Agaricus pratensis*) wächst im Sommer und Herbst auf Wiesen. Er hat einen 1,7 bis 4 Centimeter langen, oben dicken, weißlichen Stiel, nach gewöhnten, braungelben, fetigen Hut, weißliche Blättchen ohne Ring, Hülle und Nabelsaft. — Der **Pfifferling**, **Eierschwamm** (*Cantharellus cibarius*) ist ein sehr beliebter Pilz, der im Spätsommer und Herbst in hohen Wäldern unter schattigen Bäumen wächst. Er hat anfangs einen runden, dann gewölbten, dann trichterförmigen Hut mit eingeschnittenen, krausen, aufgerolltem Rande, die Blättchen sind dick und ähnl. im Grunde mit unregelmäßigen Querfalten und laufen am Hute herab. Der Stiel ist rund, nicht hohl, oben verdickt und mit dem Hute ohne Ring verwachsen. Der Pfifferling unterscheidet sich von allen übrigen Pilzen durch seine schöne, dem Eigelb ähnliche Farbe und durch seine dicken Blättchen, die vom Fleische des Hutes nicht abzulösen sind. — Der **gelbrothe Faltenpilz** (*Cantharellus aurantiaeus*) ist ihm ähnlich; dieser ist aber nicht ehbar, ist pomeranzfarbig, fleischig, erst gewöhnt, dann niergebrüdt, feinstig, am Rande regelmäßig eingeschnitten oder gerollt. Der Stiel gleicht dem des echten Pfifferling, die Blättchen sind fleck und wiederholt abgabelt. — Der **Steinpilz** oder **Edelpilz** (*Bolotus odalis*) hat an der Unterseite des Hutes keine Blättchen, sondern Röhren, die unmittelbar aneinander schließen und am besten erkennbar sind, wenn man einen Schwamm auseinander bricht. Die besten Steinpilze sind diejenigen, welche einen dicken, in eine runde Kugel auswachsenden fleischigen Stiel und einen halbhohigen, sehr fleischigen, entweder glatten oder gerunzelten Hut haben, der im jungen Zustande weiß, später braun ist. Der Stiel ist weißlich, später bräunlich, die Röhren unter dem Hute sind weiß, später gelb, endlich grünlich. Das Fleisch ist hellweiß, fest und läuft beim Durchbrechen nicht bläulich an. Der Steinpilz wächst truppweise in Wäldern, namentlich in feuchten Eichenwäldern; er ist eine sehr beliebte Speise, kaum mit anderen Pilzen zu verwechseln, und muß man beim Einkauf ganz besonders darauf Acht haben, daß er noch nicht von Maden durchlöchert ist, die ihn gern heimsuchen. — Der **Ruhpilz** oder **Ziegenstippe** (*Bolotus submontosus*) hat einen gewölbten, rothbraunen, klagen Hut, der oft mit einer ziffigen Oberhaut versehen ist, durch deren Ritze das gelbe Fleisch sichtbar wird; der Stiel ist ungleich dick, grubig, blaßgelb, später röthlich, die Röhren sind gelb und ihre Schicht ebenso dick wie die Fleischschicht. Dieser Pilz hat ein sehr schmackhaftes Fleisch, das beim Durchbrechen bläulich anläuft, aber hier ganz unverdächtig ist. — Eine Verwechselung mit dem sehr giftigen **Wurz- oder Satanspilze** (*Bolotus sanguineus*) muß vermieden werden. Dieser ist auch gewöhnt, aber blaßgelblich, hat einen dicken, knolligen rothen Stiel, gelbe Röhren, die mit ungleichen rothen Windungen versehen sind, und ein gelbes Fleisch, welches ebenfalls beim Durchbrechen bläulich anläuft. — Der **Butterpilz** (*Bolotus luteus*) wächst in Nadel- und Buchenwäldern. Sein Hut ist bräunlich, sehr schleimig, mehr oder weniger gewöhnt, hiemalen in der Mitte rund zugespitzt; oberhalb des Ringes am Stiele ist dieser gelb und punkirt, unterhalb weißlich gelb, später bräunlich; der Ring verschwindet sehr bald. Die Röhren sind gelb mit beinahe ediger Windung, das gelblichweiße Fleisch verändert seine Farbe beim Bruche rüdt. Der Butterpilz ist sehr beliebt und findet sich in großen Massen. — **Ziegenbart** oder **Bärenstappe** (*Clavaria*) gehört zu den Keulenpilzen, die sehr verbreitet und oft von 10 Kilogramm Schwere vorkommen. Sie sind alle geriebart und finden sich an Bäumen und auf der Erde, namentlich in Gebirgsbuchennärdern. Man unterscheidet den gelben Ziegenbart (*Clavaria flavo-rupestris*), der einen goldblenden Stamm bildet, welcher nach unten in eine weißgelbliche, dickfleischige Masse übergeht, und welcher sich viele aufsteigende, gelblichweiße Aeste erheben, mit leicht gedrehten dickeren Zweigen, dann den rothen Ziegenbart (*Clavaria botrytis*) mit kürzeren, gedrungeneren Aesten, mit stumpfen röhrligen oder bräunlichen Zweigen und einem blaßröhrligen Stamme; ferner den krausen Ziegenbart oder **Strunkschwamm** (*Sparassis crispa*) mit verworrenen gedrehten Aesten und zurückgestümmten Spitzen; endlich den **Korallenkeulenpilz** (*Clavaria coraloides*), der einen hohlen, anfänglich weißen, dann grauen Stamm hat, dessen unregelmäßige Aeste sich nach oben erweitern und in viele spitze weiche Zweige zertheilen. Das Fleisch dieser Ziegenbarte ist sehr schmackhaft; die gelben und röhrligen sind die besten. Die großen Exemplare werden vorzugsweise mit dem Namen **Bärenstappe** bezeichnet. — Die **Morchel**, **Speisemorchel** (*Morchella esculenta*) trifft man überall in Wärdern und Wiesen, und charakterisirt sich dieselbe dadurch, daß der hohle Hut am Rande mit dem hohlen Stamme verwachsen ist; sie unterscheidet sich dadurch von ähnlichen giftigen Schwämmen. — Die **Spitzmorchel** (*Morchella conica*) hat einen kugelförmigen Hut, die **Stach- oder Ohrmorchel** einen runzeligen, unförmigen, gebundenen Hut. Eine beliebte Sorte ist die **Steinmorchel** (*Morchella esculenta*); diese hat einen schwarzbraunen Hut, der runzelig, wellenförmig, aufgeblasen und mit gedrehten faltenförmigen Rippen versehen ist, auf einem weichen edigen und wolligen Stamme, mit dem er verwachsen ist. Sie kommt im Frühling und Herbst in Nadelwäldern häufig vor. Die **Faltenmorchel** (*Morchella crispa*), die im Herbst auf fettem Boden in Laubwäldern vorkommt,

hat einen krausgerissenen gelblichen oder bräunlichen Hut mit drei oder vier wolligen zurückgestümmten Rippen auf einem weichen, gerippten und gedrehten Stamme. Die Morcheln werden entweder frisch gegessen oder getrocknet in den Handel gebracht. Sie werden zu diesem Zwecke in Wärdern, Schalen, Feilen u. s. w. in Menge gesammelt, gereinigt und auf Fäden gezogen an der Luft getrocknet. Man hat beim Einkauf besonders darauf zu sehen, daß nicht die falsche Morchel, der fingerförmige **Eichenschwamm** (*Verpa digitiformis*), die sich durch ihre Gestalt ausweist, und die **Halvella asperata**, welche der Steinmorchel sehr ähnlich ist, untermengt vorkommen. Keiner derselben ist aber giftig.

Allerlei Heiteres.

**Militärisches.** Ich melde mich von der Parade zurück, Herr Hauptmann! Nichts Neues! — Nun, was denn der Offizier da Jahr nicht da oder sonst Jemand? — Jannoll, Herr Hauptmann! Der Herr Platzmajor waren auch zugegen und sogar der Herr Kommandant! — Hat denn keiner von Ihnen etwas gesagt? — Jannoll, Herr Hauptmann! Gschimpf haben sie alle Drei lächerlich — das ist eben nichts Neues!

**Des Vertiechten Frage.** Er: „Beliebte, willst Du mein Loos mit mir theilen?“ Sie: „Sehr gern, wenn alle vier Klaffen bezogen sind!“

**Die kürzeste Hochzeitsreise.** welche wohl je gemacht worden ist, wurde vor Kurzem in Springsfeld, Massachusetts, ausgeführt. Ein unverwähltes Paar, welches seiner Verwandten und ihrer gesellschaftlichen Stellung halber um jeden Preis eine Hochzeitsreise machen mußte, aber nicht das dazu nöthige Geld hatte, ließ sich nach der um 7 Uhr Abends vollzogenen Trauung von seinen Freunden auf die Eisenbahn bringen, stieg auf der einen Seite in den eben zum Abgehen bereiteten Zug ein, verließ ihn aber, von der Dunkelheit beschützt, sofort auf der anderen Seite und schlüpfte unbemerkt nach dem nächsten Hotel hinüber. Wäre die junge Frau nicht am dritten Tag ihres Aufenthaltes beiseit in etwas zu unvorsichtiger Weise an das Fenster ihres Zimmers gegangen und von der Straße her gesehen worden, so wäre die neueste Necept zu einer ebenso sensationellen wie billigen Hochzeitsreise für immer ein Geheimniß des erfindungsreichen Paars geblieben.

**Das Spiel der Vertiechten.** „Ja, meine theure Frau Müller, ich habe meinerzeit eine schwere Nervenentzündung durchzumachen gehabt. Die betreffende Dame unterging mich in verlosener Weise. Aber sie ist jetzt todt, und ich habe ihr vergeben.“ — „Ja, hätte Alles auf's Aeußerste mit Ihnen, mein lieber Herr Zeit.“ — „Daben Sie auch jenals Liebesthuner gehabt, Frau Müller?“ — „O gewiß, ich weiß sehr gut, was das traurige Wort bedeutet.“ — „Und der graufame Mann, ich hoffe, ihm ist die verdiente Bestrafung geworden. Was wurde aus ihm?“ — „Ja, habe ihn geheiratet.“

**Tarum!** „Sage einmal, lieber Freund, was hälst Du von des Fährsteten des Dr. Viller?“ — „Ich möchte mich nicht darüber äußern, lieber Gustav. Ich fürchte, ich bege ein Vorurtheil gegen den Mann und möchte ihm nicht gern Unrecht thun.“ — „Aber hat er Dich schon einmal behandelt?“ — „Nicht mich, aber meine alte reiche Tante.“ — „Ah, und wahrscheinlich hat er sie curirt?“ — „So ist es!“

**Auf der Hochzeitsreise.** Fredrick und Belinda befinden sich auf ihres Hochzeitsreise auf einem Dampfer. Bismlich blü das Schiff, und Belinda, die noch nie eine Waflerreise gemacht, fragt, was dies unerwartete Stillstehen des Schiffes verurache? „O“, erwidert Fredrick, „sie werden den Anker haben fallen lassen.“ Darauf Belinda triumphirend ausruft: „Den Anker? Gesehiet ihnen schon recht, es ist mir gleich ausgefallen, wie locker und unbewacht ist das schwere Ding die ganze Zeit an der auswärtigen Schiffseite herunterhängen ließen.“

Spiele und Denkaufgaben.

Frühstück von W. H. Branten.

S	o	l	o
H		f	
S	t	a	o
S	t	o	h
U		o	
k	*	s	*
H	o	u	3
U	n	o	k
C	h	k	o
B	*	o	l

Die offene Quadrate nebenstehender Figur sind in der Weise mit Buchstaben auszufüllen, daß die wagrechten Reihen bekannte Wörter, und die auszufüllenden senkrechten Reihen, von oben nach unten gelesen, a. einen bedeutenden Schriftsteller, b. einen berühmten Maleer nennen.

**Räthelsprung von M. Stabenow.**

	schaut	den	tra-	bin-											
	fun-	und	ein-	und	er	mu-									
	ben	ge-	ihn	ge	bräu-	zu	tief	nen							
dir	be-	in	der	ne	sicht	thig	ren	ler-	daß						
des-	des	rau-	hau-	nen	kie-	del-	ver-	eis	ka-						
nichts	sen	from-	Schmerz	bei-	als	ab-	hetz-								
	Eul-	ne	Wald	loß	als	ver-									
rei-	schafe	schung	mer	grü-	loß	sein	daß								
lau-	die-	her	blau	dicht	Wau-	sein	trau-								
freund-	ner	bis	de	Herz	mel	du	in								
be	on-	Der	sängt	müß-	an	eud	den								
Glück	der	lin-	sen	Sinn-	so	und	gewand-								
Thun-	schwe-	Zelt-	lich-	die	los	Blau-	du								
Dahn	lit	deß	du	sen	glaubt	See-	nen								
nicht	Freund-	ei-	on	de-	ihm	Wen-	ge-	den	te						
Wenn	hin-	mezt	das	was	kennt	gret-	ent-	schon	won-						

**Räthelfragen von Ida Nolte.**

Welches sind die Gegenstände folgender 4 Worte: Wurzel, Blatt, unter, Beulen? Die Antwort ergibt ein fünfzigiges Wort.

**Klassisches Citatenräthel von Heinrich Luppä.**

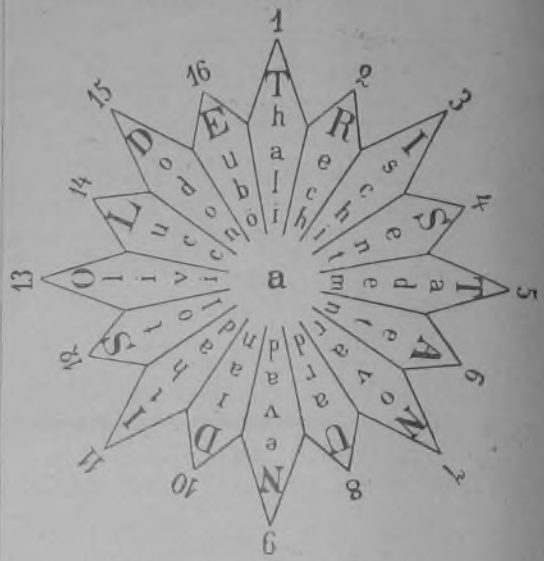
Wer bestit, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. (Schiller.)  
 Wer hat die schönsten Schwärmen? die hat der goldene Mond, der güter unsern Bergen am Himmel drüber wohnt. (Volkslied.)  
 Nach Westen, o nach Westen, besüßte dich, mein Kiel. (Brachmann.)  
 Ich hab' einen Kameraden, einen bessern findst du nit. (Möhl.)  
 Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings ersonnt, Nie schöner war begangen die heilige Weihenacht. (v. d. Müll.)  
 Wer reht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn entgegen, da ist der Wald so kirchenstill, kein Lüftchen mag sich regen. (Weibel.)  
 Anfang eines bekannten Eldendorff'schen Liedes.

**Auflösungen der Räthel in Nr. 46.**

Der Rechenaufgabe von Nolde:

5 Stück Japanen	à 7,00 Mk.	= 35,00 Mk.
7 " Gänse	à 3,00 "	= 21,00 "
88 " Wachtele	à 0,50 "	= 44,00 "
<b>Summa 100 Stück.</b>		<b>Summa 100,00 Mk.</b>

**Des Sternarithmograph von E. in Batschlaw:**



**Des Arithmograph von H. Luppä:**

1. S i n o n
2. S o l o n
3. H o m e r
4. E s s i g
5. S t u r m



**Ferd. Bür.** Für insecten-fressende Vögel empfehlen sich folgende Futtergewächse: Wacker's „Pompelweizen-Zweizweiz“, „Univerfalsutter“ von Wohlher's Wafel in Ehrenberg in Mähren, „Kornfalsutter“ von Karl Kappel in Hannover, „Garnweizenfalsutter“ von W. Wannenmacher in Embden. Stehen Sie das „Weib“ der Stubenfliegenfresser, „Körnung“ und „Kuch“ von Karl Wafel zu Gofe.  
**H. Vert.** ... Allerdings fchminkt der Fuchs in der Nacht sehr häufig. Hier von gibt es viele Beispiele. Reulich wurde in England während einer Jagd mit den „Zulter Hounds“ auf offenen Weere ein Fuchs gefeudet, der vor der Mute über eine englische Meile hinaus gefchommen war.  
**A. F. S.** Um Gofthoff im Papier zu entdecken, befeuchtet man, nach der „Abfchreibung“, das Papier mit einem Tropfen einer Mifchung von drei Theilen flatter Silbernitrate und einem Theile Schwefelfäure. Gofthoff enthaltendes Papier wird hieurdurch braun gefeudet.  
**Landwirth in S.** Von guten Hüffaten geben wir Ihnen folgende Rezepte: 1. Für Pferde Gule: Man nimmt 3,5 Decagramm gelbes Wachs, 7 Decagramm Rinderfalg und 10,5 Decagramm Nüßchwan, fchmilt das Ganze auf gelindem Feuer und fchmirt den Quf damit felbft ein. Wänft man die Gulle falde fchwarz, fo feht man etwas fchwarz auf die Gule oder fo viel, daß fie zur biden Schwärze wird. 2. Für Mähre, kräftige und fagende Hufschuhe: Man nimmt gelbes Wachs und Terpentin, von jedem 3,5 Decagramm, fchmilt es bei gelindem Feuer, feht hinh Schweißfel und Weinf. von jedem 7 Decagramm, und befeuchtet den ganzen Quf, befeudet auch die Krone befeudet damit. 3. Für Pferde, welche viel im Waffer oder Morch gehen müffen: Man nimmt 14 Decagramm Wogentbeer und 42 Decagramm Schwefelfchmalt, mifcht beides untereinander und fchmirt die Gule täglich damit ein.  
**Hier in Wien.** Es feil allerdings begnadigt feyn, daß ein Zufuß von Hundereitritus den Soldat und die Soldate der wittgenen Hofwache verfeuert.  
**F. H. We. in U.** Der Gefinn der bei der franzöfifchen Armee zur Einführung gelangenden neuen Regimentsuniformen ift der Lieutenant Robin vom 21. Linien-Infanterie Regiment. Die Gefinnung befeht in einem Patronenmagazin, welches an der linken Seite des Bodenfelbes angebracht ift; durch eine befondere Anordnung des Anfehttelbes kann man felbes fchließen ohne Mägen verfeuern, nämlich einen Schuß unmittelbar aus dem Lauf und fechs Schüffe aus dem Magazin. Im Innern des Magazins befindet feil eine befondere Vorrichtung, der Werkzeiler genannt, welcher den Ueberzug der Patronen aus der Kammer in das Magazin zieht. In 4 Sekunden können die leeren Patronen abgefchreit werden, bei rubigem Ziele in 9 bis 10 Sekunden. Die Dauer des Ladens überfehet mit 10 Sekunden, fo daß ein gefchickter Schüffe unter vorzüglichen Bedingungen und mit Wafchfchlüß jeder Störung der Wafchfchlüß felbes magazine fchließen in der Minute angeben kann. Zum Baden dienen befeuzte Patronen, welche ihres geringen Gewichtes wegen nach gemachtem Gebrauch feht gegeben werden; daß Magazin feure mit diefen Patronen durch einen einzigen Schuß geladen werden. Der Gefinn dieses Magazins feil auch eine Vermitlerung des Gewichtes der Patronen erreicht haben, fo daß ein Soldat, der heute 78 Patronen bei feil trägt, in Zukunft deren 110 tragen kann.

**Unberechtigter Nachdruck aus dem gefamten Inhalt dieses Blattes ift unterfagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.**

**Inhalt:** Die Gefe von Weimar. Hildescher Roman von Julius Grotte. (Fortfegung.) — Meines Lebens Roman. Von M. von Eichen. (Fortfegung) — Franz Eißel. (Mit Portrait.) — Karl von Dofth. (Mit Portrait.) Bilder aus dem Schwarzwald. Von H. Frey-Waldach. (Fortfegung.) — Gaus. — Mieriel's Fächer. — Spiele und Denkmäler. — Correfpondez.